



MISSA EST

MUSIK UND THEOLOGIE
ZUR LATEINISCHEN MESSE



Vorwort

- 1 Kyrie**
Römer 12,12
Prof. Dr. Reiner Anselm
22. Sonntag nach Trinitatis, 5.11.2023
- 2 Gloria**
Lukas 2,14
Prof. Dr. Martin Wallraff
Vorletzter Sonntag im Kirchenjahr, 19.11.2023
- 3 Credo**
Matthäus 17,19–21
Prof. Dr. Jörg Lauster
2. Advent, 10.12.2023
- 4 Sanctus**
Jesaja 6,1–7
Prof. Dr. Friedhelm Hartenstein
Epiphantias, 06.01.2024
- 5 Benedictus**
Psalm 118
Prof. Dr. Ulrike Witten
3. Sonntag nach Epiphantias, 21.1.2024
- 6 Agnus Dei**
Johannes 1,26–34
Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Levin
Sexagesimä, 4.2.2024
- 7 Ite missa est**
Matthäus 28,16–20
Prof. Dr. Stefan Kopp
Mittwoch, 7. Februar 2024
- 8 Musik und Theologie zur lateinischen Messe**
Kirchenmusikdirektor Michael Roth
- 9 Formula missae, oder: Das tausendjährige Schloss.
Die lateinische Messe vor, bei und nach Luther**
Prof. Dr. Martin Wallraff
Montag, 16.10.2023

Vorwort

Prof. Dr. Martin Wallraff

„Missa est“ klingt einfach, ist aber schwer zu übersetzen. Spontan würde man an „Es ist Messe“ oder vielleicht „Die Messe ist [gefeiert]“ denken. Das mag so sein, und tatsächlich ist die zweite Lösung logisch an der Stelle, an der der Ausdruck geprägt worden ist, nämlich beim Entlassungsruf am Ende der lateinischen Messe, wo der Priester singt oder sagt: „Ite, missa est“ und die Gemeinde antwortet: „Deo gratias“. Solche Übersetzungen funktionieren allerdings nur, wenn das Wort „missa“ bereits einen technischen Sinn im christlichen Gottesdienst hat, also „Messe“ im Sinne des sonntäglichen Vollgottesdienstes mit Abendmahl.

Unabhängig davon und noch vorher verweist das Wort auf die „Sendung“ der Christen in die Welt. Als Partizip von *mittere*, senden, ist es am Ende des Gottesdienstes der Aussendungsruf, der deutlich macht: Was da in der Kirche geschieht und geschehen ist, bleibt nicht in den heiligen Mauern, sondern soll hinauswirken in die Welt, in buchstäblich ökumenischer Weite (Mt 28,19 f.). Prof. Stefan Kopp hat darauf in der letzten der hier vorgelegten Predigten besonders Bezug genommen.

„Missa est“: all diese Überlegungen haben Kirchenmusikdirektor Michael Roth und mich bewogen, im Winterhalbjahr 2023/24 die Tradition der lateinischen Messe als musikalisches und geistliches Erbe neu zu erschließen, zu reflektieren und erlebbar zu machen. Wir haben darum Musik und Theologie eng aufeinander bezogen: Universitätsgottesdienste mit ihren Predigten und Konzerte mit ihren „roten Fäden“, thematischen Linien.

Konzerte und Gottesdienste sind ihrer Natur nach einmalige und flüchtige Ereignisse. Sie sind vergangen und verklungen, und was daran gut war, klingt weiter in denen, die dabei waren. Gleichwohl versuchen wir eine Dokumentation. Die Konzerte wurden auf CD aufgenommen, und die Predigten sind im vorliegenden Heft enthalten. Weil Predigt und Musik als Teile der Verkündigung eng aufeinander bezogen waren, enthält dieses Heft

nicht nur – wie sonst üblich – den Text der Predigten, sondern es dokumentiert auch die Konzerte und die Überlegungen von KMD Michael Roth dazu. Den Anfang des Zyklus machte ein Eröffnungsgottesdienst mit Pfr.in Sabine Geyer am 24. September 2023 (mit Luthers Vaterunser-Paraphrase und der Abendmahlsvermahnung aus der „Deutschen Messe“). Am 16. Oktober 2023 wurde ein Einführungsvortrag gehalten; auch dieser ist im vorliegenden Heft dokumentiert. Anlass für Vortrag und den ganzen Zyklus war unter anderem die 500. Wiederkehr der wichtigsten Gottesdienst-Schriften von Martin Luther. 1523 erschien sowohl die „Formula missae“ als auch „Von Ordnung Gottesdiensts in der Gemeinde“. Luther wusste: „Der Gottesdienst, der jetzt allenthalben im Gang ist, hat eine feine christliche Herkunft.“ Daran wollte er erinnern, und das wollte er erklären. Das war auch unser Anliegen 500 Jahre später.

März 2024

Martin Wallraff, Universitätsprediger

Kyrie
Römer 12,12

Prof. Dr. Reiner Anselm
22. Sonntag nach Trinitatis, 5.11.23

Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet.

Liebe Gemeinde,

die Zeit, in die hinein die Veröffentlichung von Luthers Schriften zum Gottesdienst fällt, ist die Zeit der Bewährung für die Wittenberger Reformation. Nach dem fulminanten Aufbruch des Jahres 1520 und dem Entstehen von lutherischen Territorien geht es 1523 darum, den Weg der Reformation zu konsolidieren. Die Abgrenzung gegenüber dem radikalen Flügel der Reformation, gegenüber der Täufer- und der Bauernbewegung gehört ebenso dazu wie eine an argumentativer Schärfung und Präzisierung interessierte Auseinandersetzung mit den Altgläubigen. Insgesamt sind Luther und seine Weggefährten daran interessiert, den Vorwurf zurückzuweisen, sie hätten mit ihrem Agieren den Boden des christlichen Glaubens verlassen. Luther stellt sich der Täuferbewegung mit dem theologischen Argument entgegen, sie würden die auch durch die Schrift verbürgte Ordnung und damit letztlich den Willen Gottes infrage stellen.

Wenn sich Luther in seinen Veröffentlichungen zum Gottesdienst an der Grundstruktur der traditionellen römischen Messe orientiert, dann soll das wohl auch deutlich machen, dass sich die Wittenberger Reformation der Wiederherstellung des ursprünglichen evangeliumsgemäßen Glaubens verpflichtet weiß, nicht einem Programm ungestümer Bilderstürmer. Zugleich bedient sich Luther damit einer klassischen, konservativen Strategie, um die eigenen Ziele zu legitimieren: Er verweist auf die Übereinstimmung mit den Entscheidungen der Alten Kirche. Was immer schon war, das kann doch nicht illegitim sein, so lautet die subtile Botschaft hinter seiner Entscheidung, auch für die reformatorischen Gemeinden die Grundstruktur der traditionellen Messe zu verwenden.

Erst die Aufklärung bricht mit dieser Tradition und reduziert den evangelischen Gottesdienst im Wesentlichen auf die Schriftauslegung. Der Predigtgottesdienst, wie wir ihn heute hier im Universitätsgottesdienst feiern, führt diese Linie fort, stellt aber, wie Sie wissen, nicht die Normalform des evangelischen, insbesondere nicht des lutherischen Gottesdienstes dar. Denn die Väter des bis heute vorherrschenden, über die Jahre nur geringfügig veränderten Gottesdienstformulars ließen sich zu Beginn der 1930er-Jahre erneut leiten von dem – zumindest vorgestellten – Konsens der Liturgiegestaltung in der Spätantike. Ihr eigentliches Ziel war die Schaffung einer einheitlichen Agende für alle Kirchen im Deutschen Reich, durchaus inspiriert übrigens von den restaurativen, antimodernen Zügen und dem Gleichschaltungsinteresse der NS-Kirchenpolitik. Das tragende theologische Argument verwies jedoch erneut auf den großen Konsens mit der Tradition und überspielte so die vermutlich dominanteren politischen Motive.

Zur Einführung gelangte diese neue, alte Gottesdienstordnung allerdings erst in der Nachkriegszeit, die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen des Kirchenkampfs standen dazwischen. Doch auch nun, nach dem Verlust jeglicher zivilisierten Ordnung in der nationalsozialistischen Barbarei, passte das Traditionsargument gut zur allgemeinen Stimmung. Zudem passte die Versicherung, nicht auszuscheiden aus der christlichen Gottesdienstfamilie, gut zur innerkirchlichen Gesamtlage der Nachkriegszeit: Die weltweite Ökumene lieferte die Chance, trotz der Taten im Nationalsozialismus wieder aufgenommen zu werden in die internationale Gemeinschaft, zudem versprach ein geeintes Christentum einen erfolgreichen Widerstand gegen totalitäre Regimes.

Diese Aura des Bewährten, die Autorität der Tradition und eines Eintauchens in eine große, geschichtsübergreifende Gemeinschaft macht einen Gutteil des Charmes aus, der von einem liturgisch gestalteten Sonntagsgottesdienst ausgeht. Das Wissen darum, sich hineinzustellen in eine jahrhundert-, ja jahrtausendealte Tradition, erzeugt unweigerlich ein Gefühl der Beheimatung – zumindest für den, der mit den liturgischen Stücken und Gesängen vertraut ist. Das Kyrie, nach alter Tradition stets dreimal gesungen, gehört zum festen Bestand dieser vertrauten Teile.

Doch im Zeitlosen schwingt immer auch das Unzeitgemäße mit. Die überkommene Liturgie und gerade auch das Kyrie machen hier keine Ausnahme. Der Ruf „Herr erbarme dich“ hat eine Situation vor Augen, die eigentlich in keiner Weise mehr die unsrige ist: Er stammt ursprünglich aus der nicht-christlichen Umwelt des frühen Christentums und bezog sich auf den politischen Herrscher. „Herr, erbarme dich“ ist hier eine Unterwerfungsgeste. Dahinter steht die Vorstellung, dass der weltliche Herrscher, der in der Antike ja häufig auch eine religiöse Dimension als Statthalter Gottes hatte, im Grunde als ein durch nichts gebundener Souverän über seine Untertanen bestimmen konnte. Sein Erbarmen war lebenswichtig – und diese Vorstellung übertragen die frühen Christen auf den Gott, den sie als Vater Jesu Christi und als ihren Schöpfer verehren. Für damalige Verhältnisse war das durchaus ein mutiges Zeichen, nämlich das klare Signal, nicht auf den Kaiserkult zu setzen, sondern einen anderen als Herrn zu bekennen und damit den Kaiser zu entmachten. Das also, was wir heute ein „Statement“ nennen und damit auch ein Akt des Stolzes und der eigenen politisch-ethischen Orientierung.

Allerdings prägen die Vorstellungen, die hinter dem „Kyrie eleison“ stehen, immer stärker auch die christliche Gottesvorstellung. Er ist der absolute Souverän, von ihm hängt ab, wer leben darf und wer Anerkennung bekommt. Diese Vorstellung bestimmt dann die mittelalterliche Kirche, von seiner freien Entscheidung hängt ab, wer ein Existenzrecht bekommt und wer nicht. Die Folgen für das Verständnis des Kyrie liegen auf der Hand: Aus dem stolzen Bekenntnis wird das unterwürfige Flehen nach Erbarmen. Die Botschaft von der Rechtfertigung des sündhaften Menschen, also von der Anerkennung des Menschen, der eigentlich nichts verdient und nichts aus sich selbst heraus erhalten kann, durch Gott, hat diese Vorstellung zum Ausgangspunkt. Und auch wenn die Rechtfertigungsbotschaft diesem Bild eines absoluten Herrschers, um dessen Erbarmen man flehen muss, den fürsorgenden, sich zuwendenden und befreienden Gott entgegensetzen möchte, so bleibt sie doch abhängig von diesem Kontrastbild. Die Architekten der evangelischen Agende haben diese Probleme wohl erkannt und das Gloria, das Ehre sei Gott in der Höhe, direkt dem Kyrie folgen lassen: Die

Bitte um Erbarmen ist nicht zu trennen vom Lobpreis über dieses Erbarmen, das Gott uns schenkt.

Dennoch: Der Klang der Unterwerfung hängt dem „Kyrie“ an – und steht quer zu den Vorstellungen, die wir heute von den Herrschenden haben. Er steht aber auch quer zu den Bildern, in denen wir heute Gottes Wirken und damit den Glauben beschreiben: Wir hängen in unserem Lebensrecht – glücklicherweise! – nicht mehr ab von der Gnade eines politischen Herrschers, im Gegenteil: Zwar nicht sein Leben, wohl aber die Handlungsmöglichkeiten von politisch Verantwortlichen sind abhängig von der Gunst der Wählerinnen und Wähler. Die wiederum haben als Bürger und als Menschen ein verbrieftes, einklagbares Existenzrecht. Und ebenso ist uns die Person Gottes und ist uns seine Zuwendung eine Quelle der Freiheit und des Mutes zum Sein, wie das Paul Tillich in seiner Auslegung der Rechtfertigungsbotschaft formuliert hat. Hoffnung, Zuversicht, Geduld verbinden wir heute mit dem Glauben. Das Flehen nach Erbarmen gehört eher nicht dazu. Dem entspricht es ja auch, dass in unserem Zusammenleben die Rede und die Forderung der Gerechtigkeit die Barmherzigkeit abgelöst hat: Im Sozialstaat gibt es ein Recht auf Hilfe, seine Zuwendungen sind eben keine Gnade.

Jenseits der vertrauten Formen, jenseits der eingeübten und auch liebgewonnenen Liturgie führt kein direkter Weg von einer modernen Weltsicht zu der Bitte um Erbarmen des Kyrie. Es ist aber nicht nur die moderne Weltsicht, die hier den Weg holprig werden lässt, es ist auch und mit guten Gründen das Gottesbild. Hinter der Parallele zwischen der Anrufung des antiken Herrschers und dem Kyrie verbirgt sich ja auch eine Gottesvorstellung, die diesen in die Denkwelt des Menschen einzeichnet. Sollte Gott wirklich durch das Gebet von Menschen beeinflusst werden können? Und was wäre dann mit all den Gebeten, die, vorsichtig formuliert, nicht die besten Dinge im Sinn hätten?

Im Gebet, ob im Gottesdienst oder alleine vor Gott, kann es nicht darum gehen, Gott zu etwas zu bewegen. Sondern allein darum, den eigenen Blick auszurichten. Das Gebet ist daher zuallererst Antwort, nicht Anrede. Anders als der Stoßseufzer, die Klage oder der Hilfeschrei in einer konkreten Notlage sind das Gebet im Gottesdienst oder eben auch das Gebet des

und der Einzelnen nicht die Antwort auf eine bestimmte, erlebte Situation, sondern die Antwort auf die im Glauben erfahrene Gewissheit von Gottes Güte. Die Überzeugung, dass Gott an meiner Seite steht und mich auch dann trägt, wenn meine Kräfte nachlassen und ich es nicht mehr zu ertragen drohe, geht dem Gebet voraus. Das Gebet lebt aus der Überzeugung, dass Gott an der Seite der Menschen steht, und zwar auch in einer Situation, deren Ausgang offen, deren Zukunft unklar oder bedrohlich erscheint.

Nicht von ungefähr beginnt auch das Gebet Jesu mit dem Bekenntnis: Dein Reich komme, Dein Wille geschehe im Himmel und auf Erden. Der Dank und das Bewusstsein, im Glauben an diesem Reich teilhaben zu können, ohne es doch selbst herbeiführen zu können und zu müssen, bildet den Ausgangspunkt des Vaterunsers. Erst dann ist von den Bitten um das Brot, um die Erhaltung der Lebensgrundlagen, um die Vergebung der Schuld als Zeichen eines schon in unsere Welt hineinstrahlenden Wissens um das Reich Gottes, und, den Anfang aufnehmend, die Bewahrung vor der Versuchung durch andere Mächte, durch andere Vorstellungen des guten Zusammenlebens die Rede. In diesem Licht gesehen, kann der Kyrie-Ruf nichts anderes sein als das Bekenntnis, Gott als Herrn anzuerkennen. Kein Flehen um Barmherzigkeit, wohl aber die auch öffentlich zum Ausdruck gebrachte Überzeugung, dass keine anderen Mächte über mich Gewalt haben und haben sollen.

In diesem Sinn formuliert auch der Beter des 143. Psalms, den wir vorhin zusammen gesprochen haben, wenn er den Herrn um die Gnade bittet und von ihm die Weisung des Weges erhofft. Es ist eine Bitte, die eingezeichnet ist in die Haltung, die aus dem Glauben entsteht: Ein gelassenes Zugehen auf die Gestaltung des Lebens und der eigenen Mitwelt nach der Botschaft vom kommenden Reich Gottes. Wir sind gerufen, an ihm mitzuarbeiten und dabei Gott als den Herrn der Geschichte anzuerkennen, uns also an dem zu orientieren, was er uns selbst durch seinen Geist verheißt.

Dies vor Augen, gewinnt die dreigliedrige Formel aus dem Römerbrief, die ich als Text für diese Predigt ausgewählt habe, ihre Kraft und ihre Bedeutung. Paulus umreißt in diesem Teil des Römerbriefs die Haltung, die aus dem Glauben wächst: Sie ist getragen von der Liebe, die sich am Nächsten

ausrichtet und ihn ins Zentrum stellt – sein Wohl, seine Bedürfnisse und seine Situation. Paulus mahnt, diese Liebe müsse ungeheuchelt sein, sie dürfe sich also nicht einem verdeckten, eigennützigem Ziel verdanken. Nichts anderes aber meint die Ausrichtung am Willen Gottes: Die Orientierung an seiner Aufforderung, durch das eigene Tun an der Verbesserung der Lebensverhältnisse mitzuarbeiten und dabei stets die Bedürfnisse des konkreten, der konkreten Einzelnen im Blick zu behalten. Christliches Handeln ist ein Handeln, das sich am Gemeinwohl orientiert, dabei aber nicht die Bedürfnisse einzelner Menschen hintanstellt.

Die Kraft für dieses Handeln bekommen sie, indem sie sich eingeordnet und getragen wissen vom Geist Gottes. Dies ermöglicht ihnen wie uns die Hoffnung, trotz aller Last und trotz allen Bedrückungen, deren Zeugen wir gerade jetzt auch werden, an eine Wendung zum Guten zu glauben und so die Trübsal, die Rückschläge und die Durststrecken des Lebens zu überwinden. „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in Trübsal“ – und, besonders: „Haltet an am Gebet“, bleibt im Glauben und versichert euch der Haltung, die der Glaube wachsen lässt. Kein Versuch also, Gott zu beeinflussen, sondern die Vergewisserung, in ihm die Kraft zu sehen, die uns handeln lässt und die unserem Handeln eine Richtung gibt. *Lehre mich tun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist mein Gott; dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn.* In diesem Sinne können wir sprechen: Herr, erbarme dich, Du bist mein Herr, der sich erbarmt hat und mich und uns im Glauben trägt. Amen.

Gloria
Lukas 2,14

Prof. Dr. Martin Wallraff
Vorl. So. im Kirchenjahr, 19.11.23

Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.

Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis.

...

Gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam.

Dank sagen wir dir wegen deiner großen Herrlichkeit.

Liebe Gemeinde,

das große Gloria der lateinischen Messe ist herausgewachsen, herausgesponnen aus dem Lobgesang der Engel in der Weihnachtsgeschichte. Sie sind es, die da singen: *Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis*. Wir haben es gerade in der schlichten gregorianischen Melodie gehört und werden es noch einmal in Bachs prächtiger Vertonung hören. „Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen guten Willens.“ Und dann hat ein anonymes Dichter weiter gedichtet: „Wir loben dich, wir preisen dich, wir beten dich an, wir verherrlichen dich. Wir sagen dir Dank wegen deiner großen Herrlichkeit.“ Der Dichter des vierten oder fünften Jahrhunderts hat wohl griechisch gedacht und gedichtet, aber uns sind die Worte lateinisch vertraut, nicht zuletzt aus der musikalischen Tradition: *Gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam*.

Wir sagen dir Dank. Wer sind wir eigentlich? Wer spricht da? Oder: Wer singt da? Sind es noch die Engel der Weihnachtsgeschichte? Sind sie es, die Gott danken für seine *gloria*, seine Herrlichkeit? Oder sind nicht vielmehr wir es: die Menschen, der Markuschor, die Markusgemeinde? In den mittelalterlichen Handschriften kann das Gloria als *Carmen angelicum* bezeichnet werden, als Engelslied, und das bleibt es auch weiterhin,

aber es wird unter der Hand auch zum Gemeindegesang. Es ist unser Einstimmen in den Chor der Engel. Unser Mitsingen, wenn Engel singen.

„Gloria sei dir gesungen, mit Menschen- und mit Engelszungen“ – so haben wir es gerade ausgedrückt im Lied nach der ersten Lesung (EG 147,3). Wir, die Gemeinde, und vielleicht ohne es zu merken und ohne es zu bedenken, haben sich unsere Zungen beim Singen vereint mit den Engelszungen – und das selbst bei einer so nüchternen Protestantenvereinigung wie der Münchner Universitäts- und Markusgemeinde. Wie die Engel singen wir:

♪ *Gloria in excelsis Deo. Et in terra pax hominibus bonae voluntatis.*

Was genau singen wir da? Gloria sei dir gesungen, mit Menschen- und mit Engelszungen: Warum eigentlich lateinisch? Warum das lateinische Wort in einem deutschen Gemeindegesang? Ganz einfach, weil es nicht leicht zu übersetzen ist (und weil *gloria* besser klingt als alle deutschen Pendants). Schon die beiden Stellen am Anfang des großen Gloria werden meist unterschiedlich übersetzt: *Gloria in excelsis Deo* – Ehre sei Gott in der Höhe. Und dann, weiter unten: Wir sagen dir Dank *propter magnam gloriam tuam*, wegen deiner großen Herrlichkeit. Ehre und Herrlichkeit sind also zwei Möglichkeiten.

Wenn man im Lateinlexikon nachsieht, kommen auch noch weitere zum Vorschein, etwa Ruhm, Ruhmestat, dann aber auch Ruhmsucht und Ehrgeiz. Die Lateiner wären nicht Lateiner, wenn hier nicht immer wieder der militärische Bereich durchschien. *Gloria* ist, was ein guter Legionär hat oder anstrebt oder haben sollte. Und im Grunde ist es ja bei den deutschen Äquivalenten nicht sehr viel anders. Die Ehre wirkt wie eine etwas antiquierte preußische Militärtugend, wenn nicht gar – leicht rassistisch – albanische MafiACLANS damit assoziiert werden, Ehrenmorde und so etwas. Und bei der Herrlichkeit steckt das Maskulin-Militärische schon im Wort, wenn jemand Herr über etwas ist, etwas beherrscht, Herrschaft ausübt. Heute spricht man gerne von toxischer Männlichkeit. Die *gloria*, obwohl selbst ein feminines Wort, hat doch allerhand Testosteron in den Adern.

Was machen wir nun mit diesem Wort? Wie kommen wir da wieder raus? Vielleicht gar nicht, und vielleicht müssen wir es auch nicht. Denn die Bibel

nutzt dieses Sprachbild, um etwas Wichtiges auszusagen. Es ist ganz einfach. Nämlich nur dies eine: dass Gott Gott ist und dass der Mensch Mensch ist. Wenn ihm Stärke und Ruhm und Kraft und Ehre zugeschrieben wird, über jedes menschliche Maß, mehr als Königen und Heerführern, dann will sie nur dies eine sagen: dass Gott Gott ist und der Mensch Mensch. „Bringet dar dem HERRN, ihr Himmlischen, bringet dar dem HERRN Ehre und Stärke!“ (Ps 29,1) Das haben wir im Psalm vorhin gebetet, eine Aufforderung an die „Himmlischen“, die Engel, den Hofstaat Gottes.

Es mag sein, dass wir heute andere Ausdrucksformen wählen, andere Sprachbilder prägen würden, und das ist gut so. Schon in der vorigen Predigt der Reihe hat Prof. Anselm darauf hingewiesen, dass das Kyrie ein im Grunde vormodernes Weltbild transportiert. Alles das mag sein, aber es ändert nichts an der grundlegenden Einsicht, nämlich dass wir die Gottheit Gottes anerkennen und dass wir ihn Gott sein lassen. „In seinem Tempel ruft alles: ‚Ehre‘, *gloria*, כְּבוֹד (*kabod*)“, auch das haben wir im Psalm gebetet (Ps 29,9).

Im übrigen führt uns die Bibel selbst schon heraus aus dieser Welt der orientalischen Könige und lateinischen Legionäre. Sie entwickelt die Sprachbilder weiter und lässt eine andere, eine neue *gloria* aufscheinen.

Wir brauchen dazu das Griechische, denn unser altkirchlicher Hymnus ist ja auf griechisch geschrieben, und, wer weiß, vielleicht haben auch die Engel bei den Hirten griechisch gesungen. Dort klingt das Gloria so: Δόξα ἐν ὑψίστοις Θεῷ (*doxa en hypsistois theō*), und wenn wir das Wort *doxa* im Wörterbuch nachschlagen, kommt gleich ganz etwas Anderes heraus. Dort stehen neben „Ehre“ solche Begriffe wie „Wertschätzung“, „(positives) Urteil“, dann aber auch „Glanz, Schein“, und genau so kommt das Wort schon weiter oben in der Weihnachtsgeschichte vor: Der Engel trat zu den Hirten, und die *doxa* des Herrn umleuchtete sie (Lk 2,9). Luther übersetzt: die Klarheit des Herrn. Es ist der göttliche Glanz, das Weihnachtslicht, das Aufleuchten Gottes in der Welt.

Und so war es auch schon in der alttestamentlichen Lesung: „Mache dich auf und werde licht, denn dein Licht kommt, und die *doxa* des Herrn geht auf über dir.“ (Jes 60,1) Die *doxa* geht auf: das kann sie nur, wenn sie mehr

ist als Ruhm und Ehre, mehr als Herrlichkeit und Stärke, mehr als alle Herrscher und Könige dieser Welt. Sie leuchtet, sie erleuchtet, sie scheint von oben, sie gibt dem Leben eine neue Qualität. *Gloria in excelsis*, die *gloria* in der Höhe, das ist wie der Aufgang aus der Höhe im Lobgesang des Zacharias (Lk 1,78), ein zauberhafter Neubeginn, der alles in ein neues Licht taucht.

In der Lesung aus dem Buch Jesaja heißt es weiter: „Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit, seine *doxa*, erscheint über dir. Und die Völker werden zu deinem Licht ziehen und die Könige zum Glanz, der über dir aufgeht.“ (Jes 60,2 f.) Da geschieht, was keiner für möglich gehalten hätte und auch heute keiner für möglich hält. Wer heute nach Israel und Palästina blickt, der kann in der Tat sagen: Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker. Wer heute auf dieses gequälte Stück Land blickt, der braucht viel Gottvertrauen, um sagen zu können: Die Völker werden sich versöhnen und als versöhnte zu deinem Licht ziehen. Das vermag die *gloria* Gottes, der *כְבוֹד* (*kabod*), wie es im Hebräischen heißt. Auch das heutige Evangelium spricht davon, nicht nur vom Gericht. Da ist die Rede vom Menschensohn, der kommt in seiner *gloria*. Er wird sich setzen auf den Thron seiner *gloria*. Alle Völker werden vor ihm versammelt werden (Mt 25,31 f.), endlich als versöhnte. Die Engel kommen mit ihm und singen:

♪ *Gloria in excelsis Deo. Et in terra pax hominibus bonae voluntatis.*

Liebe Gemeinde, im Überschwang des Engelgesangs bleibt ein kleines grammatisches Problem. *Gloria in excelsis Deo*. Ehre in der Höhe Gott. Das ist doch kein Satz! Was soll denn das heißen? Hat da der Dichter im Überschwang der Erleuchtung ein Verb vergessen? Das muss nicht sein. Wir brauchen es im Deutschen, aber die alten Sprachen sind da essentieller, klarer, offener. In den Übersetzungen wird immer ergänzt „sei“: Ehre sei Gott in der Höhe. Aber ist es wirklich so, dass wir Gott die *gloria* erweisen, wünschen, angedeihen lassen müssen? Hat er das nötig? Haben wir das nötig? Haben die Engel das nötig? Hat er seine *gloria* nicht auch ohne uns, ohne sie, ohne weiteres?

Müssen wir nicht besser übersetzen: „Ehre ist Gott in der Höhe“? Drücken wir nicht nur aus, was schon da ist? Und tatsächlich kommt ja die Klarheit von oben, kommt von alleine, als der Engel auftritt: „Der Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn umleuchtete sie.“ Das wird nicht erst gewünscht, das wird nicht erst heruntergebetet, das ist ja schon da! Das muss man nur sehen!

Wo wir leben, wo wir gehen, wo wir stehen: das Licht ist schon da. Darum:

♪ *Gloria in excelsis Deo.*

Ja, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker, aber wir glauben: Das Licht scheint stärker. Frieden statt Krieg, Versöhnung statt Streit, Liebe statt Hass, das alles ist möglich, das alles ist schon da. Darum:

♪ *Gloria in excelsis Deo.*

Aber sind wir überhaupt schon so weit? Sollten wir das nicht den Engeln überlassen, die Tag und Nacht vor Gott stehen? Nein, er macht uns zu Engeln, wir dürfen vor Gott stehen, hier und jetzt. Das ist alles schon da. Darum:

♪ *Gloria in excelsis Deo.*

Können wir überhaupt singen? Kannst du singen? Etwa: so gut singen, dass du im Markuschor mitsingen kannst? Ich glaube, ich könnte nicht, aber das ist die falsche Frage. Richtig lautet sie: Willst du singen? Musst du singen? Ja, du musst. Ich muss, ich kann nicht anders, das Singen ist in uns, an uns. Das *carmen angelicum*, der Engelsgesang des großen Gloria ist kein Vortrag und keine Predigt. Man *muss* das singen, *muss* so singen, und die Engel haben so gesungen, nicht gepredigt.

Denn mit Paulus zu sprechen: das prophetische Reden hört auf, auch die Zungenrede hört auf, sogar die Erkenntnis hört auf (1 Kor 13,8). Was bleibt, ist Liebe – und Gesang, Engelsgesang. *Gloria in excelsis Deo. Amen.*

Credo
Matthäus 17,19–21

Prof. Dr. Jörg Lauster
2. Advent, 10.12.23

Da traten die Jünger zu Jesus, als sie allein waren, und sprachen: Warum konnten wir den Dämon nicht austreiben? Er aber sprach zu ihnen: Wegen eures Kleinglaubens. Denn wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so könnt ihr sagen zu diesem Berge: Heb dich dorthin!, so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein.

Liebe Gemeinde,

bereits in den frühen Morgenstunden hörten wir ihr erst fernes, dann näherkommendes Donnern und Dröhnen. Im starken Schneefall und manchmal auch Schneestürmen sahen wir die Blinklichter, dann die Kolosse aus Stahl und Eisen, Schneeschaufeln, halb so groß wie ein Mensch, gefolgt von gigantischen Rädern. So zumindest erschienen mir in meinen Kindertagen die Schneepflüge, die in unermüdlichem Einsatz die Straßen freiräumten. Und wenn sie an einem besonders starken Schneetag in Kolonne fuhrten, dann war das für uns Schulkinder ein Festtag. Maschinen und Menschen, die den Kräften des Winters widerstanden. Ich wüsste keinen Bub aus meiner Grundschule, der nicht später einmal hätte Schneepflugfahrer werden wollen. Schneepflug, das steht für Kraft, für Sicherheit, für Verlässlichkeit. Ich will hier nicht breit ausführen, was die allerjüngsten Ereignisse in unserem schönen Bayernland für nachhaltige Schäden an diesem fundamentalen Urvertrauen in Schneepflüge angerichtet haben. Ich bin in den 70er Jahren an den Toren des Bayerischen Waldes aufgewachsen, wohin es meine Eltern als Entwicklungshelfer verschlagen hat. 40 cm Schnee, das hatten wir dreimal am Tag von November bis März, und doch kann ich mich an keinen einzigen Winter entsinnen, in dem das öffentliche Leben zusammengebrochen wäre – geschweige denn für mehr als eine halbe Woche. Wenn man sich nun selbst bei dem Gedanken ertappt, und in der letzten

Woche ist mir das ein paar Mal passiert, dass früher alles besser war, dann weiß man: man ist alt geworden.

Lassen wir es damit gut sein und kehren zurück zu den Schneepflügen. Was die Schneepflüge für das Kind in Bayern waren, das ist das Credo für das Christentum in der ganzen Welt. Wo immer Menschen das Credo sprechen und singen, strahlt es Sicherheit aus. Es ist ein Zeichen des Halts und der Verlässlichkeit. Aus meinem Berufswunsch, Schneepflugfahrer zu werden, ist leider nichts geworden. Stattdessen bin ich in der theologischen Disziplin der Dogmatik gelandet. Aber gerade deshalb habe ich eigentlich keinen Grund zur Klage. Denn Dogmatiker, das sind die Schneepflugfahrer der christlichen Theologie. Von morgens bis abends und manchmal auch nachts beschäftigen wir uns mit den Inhalten des Credo, d.h. mit den Motiven des christlichen Glaubens, die den Menschen seit Jahrhunderten Sicherheit und Halt schenken.

Schon seit Paulus steht die Frage im Raum. Was ist das eigentlich, worauf wir uns verlassen können? Was ist es, was wirklich zählt? Zu den berühmtesten und auf ihre Art großartigsten Antworten hat das Christentum über 300 Jahre nach Paulus gefunden. Es sind die großen Glaubensbekenntnisse, das bekannteste ist das Apostolische, das wir Sonntag für Sonntag sprechen, das feierlichste das Nizänum, das wir an hohen Festtagen und auch heute gesprochen haben und das die Kirchenmusik nachhaltig geprägt hat. Es sind feierliche Texte, die eine Sicherheit und ein Vertrauen in die Ordnung dieser Welt besingen. Aus ihnen klingt ein Glaube durch, der Berge versetzen kann, so wie wir es im Predigttext gehört haben.

Leider zählt es zu den Schattenseiten des Christentums, dass es alle Fehler, die Menschen begehen können, auch selbst begangen hat. So kleingläubig wie die Jünger, so kleingläubig war die Kirche, die glaubte und manchmal noch immer glaubt, die Größe des Glaubens mit politischem Druck und am Ende mit Gewalt durchsetzen zu müssen. Man kann es leider nicht verschweigen: Für das, was es in seiner Geschichte im Namen der Rechtgläubigkeit anderen Menschen angetan hat, hätte es das Christentum millionenfach verdient, für immer von diesem Erdboden zu verschwinden. Das ist die dunkelste Seite des Credos. Dass es das Credo und die Kirchen heute

immer noch gibt, ist allein einem einzigen Umstand zu verdanken: Die Botschaft des Christentums ist um Lichtjahre größer, besser und erhabener als alles, was Menschen daraus machen können.

Das Credo wird in christlichen Gottesdiensten seit über eineinhalb Jahrtausenden gebetet, und es wird noch in fernen Tagen gesprochen werden, wenn alle, die wir heute hier sind, schon längst nicht mehr sind. In das Credo einzustimmen, heißt auch, sich einzuordnen in eine Tradition, die unsere eigene Zeit, unsere eigenen Gedanken und unsere eigenen Möglichkeiten, das Credo zu verstehen, bei weitem übersteigt. Es kommt von weit her und führt in eine ferne Zukunft. Gerade das ist es, was dem Credo seine unfassbare Kraft verleiht. Aus unserer eigenen Kirchengeschichte wissen wir, dass sich die Gemeinden der Bekennenden Kirche erst unter der Herrschaft der Nationalsozialisten angewohnt haben, beim Glaubensbekenntnis im Gottesdienst aufzustehen. Ich glaube nicht, dass diese Menschen in ihren dramatischen Anfragen und Zweifeln so viel anders waren als wir, aber mit der körperlichen Geste, sich zu erheben und aufzustehen, wollten sie etwas sagen. Sie zollten der großen Tradition des christlichen Glaubens Ehrfurcht und gerade aus diesem Respekt empfangen sie Gewissheit, Sicherheit und Halt für die Kämpfe ihrer Zeit.

Das Credo ist nicht nur ein dogmatischer Text, es hat auch Eingang in den Gottesdienst gefunden. Wo immer wir das Credo sprechen, feiern wir das große Geheimnis unseres Glaubens. Natürlich verschwindet dieses Geheimnis nicht in einem dunklen, schwarzen Loch. Das Credo ist wie ein weiter Gartenzaun. Innerhalb seiner Grenzen können wir darüber nachdenken, was uns mit Christinnen und Christen zu allen Zeiten und allen Orten auf dieser Erde eint. Die Spielräume, die das Credo zulässt, sind weit größer, als wir denken. Manche der Pfosten im Zaun des Credo sind uns heute weiter weg. Das kann sich durchaus auch im Laufe einer Lebensgeschichte immer wieder ändern. Manche Aussagen des Credos sprechen uns mal mehr und mal weniger an.

Was uns das Credo in seiner Grundaussage sagen will – und darin stimmen das Apostolicum und das Nizänum vollständig überein – ist von edler Ein-

falt und stiller Größe. Gott hat die sichtbare und die unsichtbare Welt geschaffen, und das bedeutet: der Grund der Welt ist kein abstraktes Prinzip. Der Grund der Welt hat ein Gesicht, ein Gesicht, das uns wohlwollend anblickt und uns bergend zugewandt ist. Dieses Gesicht des Weltgrundes nennen wir Gott. Nirgendwo erscheint deutlicher, dass Gott allem Irrsinn dieser Welt zum Trotz es gut mit uns meint, als in der Person Jesu Christi. Er ist das Licht, das in der Finsternis leuchtet. In unserer Welt mag dieses Licht kaum stärker zu sehen sein, als eine Kerze in einer dunklen Nacht. Aber doch ist es da, das Licht vom wahren Licht. Auf dieses Licht zu schauen, sich für dieses Licht offenzuhalten und auf dieses Licht zu hoffen, macht den Advent zu einer so besonderen Jahreszeit im christlichen Kirchenjahr. Aus dem Licht fließt die Kraft der Hoffnung, dass es mit uns und dieser Welt ein gutes Ende nehmen wird. Die Welt ist nicht das Tollhaus, als das sie uns so oft erscheint, und darum sind wir in dieser Welt auch nicht heillos verloren. Das große Geheimnis ist die Idee des Guten, die immer wieder aufscheint, und mit der uns Gott trägt und uns Kraft gibt. Das ist das, was das Herz des Credo ausmacht, und dies ist tatsächlich ein Glaube, der in seiner ruhigen, aber kraftvollen Zuversicht in der Lage ist, Berge zu versetzen.

Wir verdanken in unserem christlichen Glaubensleben unendlich viel der Musik, und das gilt auch ganz besonders im Umgang mit dem Credo. Wann immer Musiker bei ihren Kompositionen der Messe an die Vertonung des Credo gingen, schienen sie kurz innezuhalten: ein feierlicher Ton tritt nun hervor. Am Anfang unseres Gottesdienstes heute haben Sie einen Auszug aus Felix Mendelssohn Bartholdys Oratorium „Paulus“ gehört. Der zum Christen gewordene Paulus wird von Widersachern bedrängt. Im Angesicht von Zweifel und Bedrohung spricht er sich selbst Mut zu: „Unser Gott ist im Himmel“. Mozart, Sie werden es gleich nach der Predigt hören, und besser als es eine Predigt je sagen könnte, feiert mit dem „Incaratus est“ das Geheimnis von Advent und Weihnacht. Er tut dies, wie es nur Mozart kann. Er lässt den Ausblick auf das Licht und das Gute aufscheinen, das mit Weihnachten in die Welt kommt. Mozart besingt den Trost unseres Daseins mit einer unfassbaren Leichtigkeit und Freundlichkeit. Wir wissen nicht, wo

Mozart war, als er komponierte, aber bestimmt war er nicht auf dieser Welt – und eben darum kommt ein so tiefer Trost aus seiner Musik.

In diese Reihe gehört auch Johann Sebastian Bach. Zum Ausgang hören wir seine Vertonung des letzten Satzes des nizanischen Glaubensbekenntnisses: „Et exspecto resurrectionem mortuorum“, ich erwarte die Auferstehung der Toten – gewiss ein schwieriger Satz in unserem Glaubensbekenntnis. Auch Bach hat ein außerordentliches Gespür dafür, dass dieser kühne Satz selbst fromme Menschen innehalten lässt. Michael Roth und Marie-Sophie Pollak, Sie werden es hören, nähern sich diesem Mysterium in feinsinniger Weise.

Von kraftstrotzenden Schneepflügen bis zu der bewegenden Musik in den Vertonungen des Credo ist es, liebe Gemeinde, ein weiter Weg. Und doch geht es immer nur um das Eine. So lange wir leben, sehnen wir uns nach Sicherheit und nach Trost. Im Credo ist auf wundersame Art zusammengefasst, was uns hält. Ihm kann man sich nur mit tastender Hoffnung nähern, die sich erst allmählich zu Trost und sogar Sicherheit verdichtet. Dieser Trost kommt nicht aus dieser Welt. Heb in den Himmel dein Gesicht, und steh und lausche – seht auf und erhebt eure Häupter: Dann sehen wir, was das Credo im Laufe der Jahrhunderte bekennt und bekennen wird. Die Kraft des Guten ist stärker als das Böse, der Trost ist größer als die Traurigkeit. Wir sind nicht verloren. Amen.

Sanctus
Jesaja 6,1–7

Prof. Dr. Friedhelm Hartenstein
Epiphantias, 06.01.24

In dem Jahr, als der König Usija starb, sah ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Thron und sein Saum füllte den Tempel. Serafim standen über ihm; ein jeder hatte sechs Flügel: Mit zweien deckten sie ihr Antlitz, mit zweien deckten sie ihre Füße und mit zweien flogen sie. Und einer rief zum andern und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll! Und die Schwellen bebten von der Stimme ihres Rufens und das Haus ward voll Rauch. Da sprach ich: Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen; denn ich habe den König, den Herrn Zebaoth, gesehen mit meinen Augen. Da flog einer der Serafim zu mir und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altar nahm, und rührte meinen Mund an und sprach: Siehe, hiermit sind deine Lippen berührt, dass deine Schuld von dir genommen werde und deine Sünde gesühnt sei.

Liebe Universitätsgemeinde,
was ist uns noch „heilig“? Ein altmodisch klingendes Wort aus einer lang vergangenen Zeit. Aus unserer Alltagssprache ist es verschwunden und meist durch andere Ausdrücke ersetzt, wenn man sagen möchte, was einem wertvoll, teuer und lieb ist und was deshalb unantastbar und geschützt bleiben soll. Wir Protestanten sprechen vielleicht am ehesten noch von der „Heiligen Schrift“ als Quelle religiöser Erbauung und Orientierung. Katholiken werden vielleicht an die Heiligen und ihr vorbildliches Leben denken, an die man sich wenden kann, wenn man Hilfe und Schutz sucht – das findet man zumindest noch in den vielen Kapellen und Kirchen der oberbayerischen Landschaft. Überlegen Sie einmal, wo Sie das Wort „heilig“ in ihrem Sprachschatz noch finden und wofür es dann steht. Für viele Menschen hat es auch noch mit Weihnachten zu tun – schon im Namen

Weihnachten steckt ja die „Weihe“, auch so ein altes Wort, das ganz Ähnliches meint wie „heilig“: jene besondere Nacht, in der wir jährlich auf möglichst gleiche Weise im Familienkreis Geschenke verteilen, auf Lichter schauen und uns an frühere Festtage erinnern. Auch in den Liedern zum Fest kommt das Wort „heilig“ vor: „Stille Nacht, heilige Nacht“ ist nur das bekannteste. Dort geht es um das „traute und hochheilige Paar“ und den in „himmlischer Ruh“ schlafenden Sohn, der aus „göttlichem Mund“ lacht und so ganz unscheinbar Rettung verheißt. Am Ehesten wird hier noch die Prägekraft dessen spürbar, was mit dem Wort „heilig“ einst verbunden war: „heilig“ ist ein Anzeiger für das Andere, das mitten in einer Welt, die so gar nichts Göttliches zu enthalten scheint, Gegenwart gewinnt. Über der Futterkrippe irgendwo dort draußen öffnet sich – nach Lukas – der Himmel. Der Chor der Engel preist Gott in der Höhe, von der auf jenen Ort ganz unten in Nacht und Armut ein Lichtstrahl der Liebe gefallen war. Indem die Engel sangen, verbanden sich Oben und Unten, Licht und Dunkelheit, Ferne und Nähe – und der Stall, die Eltern, das Kind und die Hirten wurden herausgehoben aus dem Grau und den Schatten einer Welt ohne Konturen. Erst mit dem Singen und im Sagen der Engel sahen die Hirten die Wahrheit Gottes. Als „heilig“ wird also genau dann etwas wahrgenommen, wenn es aufscheint in einem Licht, das von Woandersher auf die Sache fällt. Auch die drei Weisen aus fernen Ländern folgten einer solchen zunächst unklaren Wahrnehmung: Ein Stern führte sie an die Stelle, wo sich das Kind befand, und der Stern stand still. Wieder wird deutlich, wie sich gerade hier und jetzt Himmel und Erde berühren. Es geschieht ein Austausch von Gaben, welche die Weisen bringen und so auf die Selbstgabe Gottes in diesem Kind antworten. *Epiphania*s heißt der heutige Festtag. Das Wort bedeutet „Aufscheinen“, „Sichtbarwerden“ dessen, was zuvor unsichtbar war. Anders als beim Ahnvater Jakob, der im Traum ebenfalls Oben und Unten durch eine Treppe verbunden sah, auf der Engel auf und nieder steigen, feiern wir Gottes Geburt in der Mitte der Zeit. Von hier aus wird das Christentum, wird auch unsere Kultur die Zeitrechnung neu beginnen lassen. Die Erzählung von der Geburt des Retters ist dabei von vornherein

entworfen vor dem Hintergrund von Golgotha: jener zweite Ort der Epiphanie, an dem sich im Tod Jesu die Menschwerdung Gottes vollendet. Zwischen Geburt und Golgotha war Gott unter uns, um alle Menschen und die Welt am Ende zu sich zu ziehen. Dafür steht zum Schluss das leere Grab: Die Kluft zwischen Himmel und Erde, Leben und Tod, ist für immer überwunden.

Was ist uns „heilig“? Wo erfahren und entdecken wir etwas von der Grunderzählung über Weihnachten und Ostern? Der Marburger Religionsphilosoph Rudolf Otto hat 1911 auf diese Frage mit einem persönlichen Erlebnis geantwortet, das für ihn zum Schlüssel des Verständnisses von Religion überhaupt wurde. Er nahm in einer einfachen Synagoge in Marokko an der Liturgie teil:

„Plötzlich löst sich die Stimmenverwirrung und [...] einheitlich, klar und unmißverständlich hebt es an: Qadosch Qadosch Qadosch Elohim Adonaj Zebaoth Male'u haschamajim waha'arez kebodo (Heilig Heilig Heilig ist Gott, der Herr der Heerscharen! Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll). Ich habe das Sanctus Sanctus Sanctus von den Kardinälen in Sankt Peter und das Swiat Swiat Swiat in der Kathedrale des Kreml und das Hagios Hagios Hagios vom Patriarchen von Jerusalem gehört. In welcher Sprache immer sie erklingen, diese erhabensten Worte, die je von Menschenlippen gekommen sind, immer greifen sie in die tiefsten Gründe der Seele, aufregend und rührend mit mächtigem Schauer das Geheimnis des Überweltlichen, das dort unten schläft.“¹

Für Otto stellte sich unwillkürlich die soeben anhand der Weihnachtsgeschichte beschriebene Erfahrung ein, dass das Vorfindliche sich öffnet und erweitert und der Gottesdienst in himmlisches Licht getaucht ist. Nicht als ein objektiv fotografierbares Geschehen, sondern für die Empfindsamkeit eines „religiös musikalischen Menschen“. In seinem Inneren werden Saiten angerührt, eine Resonanz und Antwort, ein Mitklang in einem Chor, viel größer als ein einzelnes Ich. Größer vor allem als das oft einsame Individuum unserer modernen Gesellschaft. Ottos Erlebnis war für ihn ein Ausgangspunkt dafür, die religiöse Anlage im Menschen zu erfassen, jenen Bereich von Sensibilität, der dazu befähigt, „das Heilige“ (so der Titel seines

¹ Rudolf Otto, Vom Wege, Die Christliche Welt 25, 1911, Sp. 705–710: 709 (zitiert nach Carsten Colpe, Über das Heilige. Ein Versuch, seiner Verkennung kritisch vorzubeugen, Frankfurt a.M. 1990, 42).

berühmten Buches²⁾ wahrzunehmen und zu deuten. Was „heilig“ ist, hat für ihn immer mit Religion zu tun. Das Wort beschreibt die spezifischen Erfahrungen, die vor allem in gemeinsamen religiösen Handlungen möglich sind. Mit dem „Trishagion“ Jesajas hat Otto sein „Urerlebnis“ nicht zufällig anhand eines uralten und bis heute wirksamen liturgischen Stücks des Gottesdienstes gemacht, dem „Sanctus.“

In seiner bei uns üblichsten Form lautet es mit Zitat aus Jes 6,3 *„Heilig, heilig, heilig ist (Gott) der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll!“* Liturgisch fortgesetzt wird dies mit dem Ruf, der auch in der Weihnachtsgeschichte über dem Stall ertönt: *„Hosianna in der Höhe!“* („Rette doch, [Gott] in der Höhe!“). Er stammt aus Ps 118,25 und wird weitergeführt mit Ps 118,26, dem Benedictus: *„Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“* In Mt 21,9 wird mit Hilfe dieses Zitats vom Einzug Jesu in Jerusalem erzählt, bei dem das Volk den Huldigungsruf für den König („Hosianna dem Sohn Davids!“) anstimmt. Man hat also in der liturgischen Abfolge von Sanctus und Benedictus zweimal die Verbindung von Himmel und Erde, zuerst im Sanctus mit dem Blick nach oben zu Gott, dessen Abglanz alle Welt erfüllt; sodann im Benedictus mit dem Blick nach unten auf den in Jerusalem einziehenden Jesus, der als König begrüßt wird. Ich möchte mit Ihnen nun noch einmal auf beides schauen, um eine Antwort auf die Frage zu versuchen, „was ist uns heilig?“

Jesaja und wir vor dem Gottesthron

Die Vision des Propheten Jesaja (Jes 6), die das Buch präzise in das Todesjahr des Königs Usija (734 v.Chr.) datiert, hat eine immense Wirkung in der Rezeption durch Juden und Christen gehabt. Ihr verdanken beide Religionen wesentliche Grundlagen ihrer Vorstellung von den Engeln. Jesaja befindet sich zwar in seiner inneren Schau im Jerusalemer Tempel, aber auch ihm schwimmt in einer Epiphanie der Vordergrund und es eröffnet sich der Anblick der himmelhoch thronenden Gestalt Gottes. Nur deren unterster

²⁾ Rudolf Otto, Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen, Gotha ²²1929 (Erstauflage 1917).

Teil, der Gewandsaum, reicht aus, um das von Menschen erbaute Tempelhaus auszufüllen. Was darüber ist, beschweigt die Vision. Sie ist nicht an den Einzelheiten von Gottes Gesicht, Händen oder Haaren interessiert, sondern einzig an seiner überragenden Präsenz. Mindestens zwei Engewesen, die Seraphim, feurige Gestalten (das Verb *srp* heißt „brennen“), flankieren rechts und links den Thron. Und es ist ihr Wechselgesang, der das Geschehen als „heilig“ deutet und dadurch verstehbar macht. Dreimal wird Gottes Heiligkeit gepriesen, nicht als statische Eigenschaft, sondern als dynamischer Machterweis: Gottes „Herrlichkeit“, sein Strahlglanz erfüllt gleichzeitig mit seinem Sichtbarwerden die ganze Erde. Es gibt also eine dem normalen Alltagsblick verborgene Verbindung zwischen oben und unten: Der die Welt regiert, ist in ihr anwesend durch „seine Herrlichkeit“ bzw. „Ehre“ (das hebräische Wort *kabod* umfasst beides). Es überkreuzen sich in der Tiefe der Lebenswirklichkeit ein alles erfüllendes Licht und das darauf antwortende Lob aller Lebewesen (das Wort „Fülle“ meint v.a. die Menschen, die den Erdkreis bewohnen). Thron und Welt stehen in einem Wechselverhältnis, das aber nur kurz für den Propheten und die späteren Leserinnen und Leser wahrnehmbar wird, bevor sich der Vorhang schließt und die ganze Szene sich in Rauch auflöst. Der Prophet reagiert erschüttert. Er nimmt seine Unwürdigkeit vor Gott wahr und erhält seinen Verkündigungsauftrag erst, nachdem er rituell von seiner Schuld gereinigt ist. Jesaja 6 ist in vielen Texten der theologischen und mystischen Tradition des Judentums weiter bedacht wurden. Das darin als uraltes Element des Tempelkults erstmals bezeugte Dreimal Heilig wurde schon früh auch ein wichtiger Teil der Liturgie der Synagoge (die *Qeduscha*).³ Von dort hat das Trishagion seinen Weg in den christlichen Gottesdienst gefunden. Wie genau das verlaufen ist, bleibt umstritten.⁴ Wichtig ist aber, dass mit der christlichen Rezeption eine neue Deutung entsteht: Nicht mehr nur der Chor der Engel um den Thron stimmt zum Lob Gottes das Sanctus an, sondern in ihm ist

³ Vgl. *Ismar Elbogen*, *Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung*, Frankfurt a.M. 1931, 61–67.

⁴ Siehe *C. T. Robert Hayward*, *Andrew Louth*, *Sanctus*. 1. Alttestamentlich und jüdisch, 2. Christlich, TRE 30, Berlin/New York 1999, 20–29; *Friedrich Kalb*, *Grundriss der Liturgik. Eine Einführung in die Geschichte, Grundsätze und Ordnungen des lutherischen Gottesdienstes*, München 1982, 153–155.

auch eine Anspielung auf das Geheimnis der Trinität enthalten. Das dreifache „heilig“ gilt jetzt Vater, Sohn und heiligem Geist, in ihrer je eigenen Wirkmacht und Wechselseitigkeit. Der Übergang zum Benedictus („der da kommt im Namen des Herrn“) ist dann auch so zu verstehen, dass vom Himmel her nicht nur alles voll von Gottes Glanz und Ehre ist, sondern dass er als Sohn direkt in diese Welt eintritt und in ihr konkret anwesend sein will.

Ich halte fest: Im Gesang der Engel vor dem Gottesthron wird Gottes Fürsichsein als „heilig“ markiert: Gott steht im himmelweiten Abstand zur Welt des Unheils, der Gewalt und der Gottvergessenheit. Im Gottesdienst von Synagoge und Kirche öffnet sich aber der in sich gekrümmte Raum und die eingekapselte Zeit unserer Welt hin zur Tiefe der Wirklichkeit: „*Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten*“, wie wir es vor der Predigt gesungen haben. Beim Singen des Sanctus vereinen sich himmlische und irdische Stimmen zu einem einhelligen Lob. Gott „heilig“ zu nennen, ist eine doxologische *Handlung*, sie verklärt das Ziel des Lobes und wird zugleich durch es verklärt. *Der Heilige heiligt uns*, indem wir ihm seine Heiligkeit zusprechen. – Was aber hat diese mythische und poetische Rede einer längst vergangenen Zeit und Kultur noch mit uns zu tun? „Was ist uns heilig?“

„*Heilig sprechen*“: *Wie kommt Gott zu uns?*

Nimmt man Rudolf Ottos Beobachtung ernst, dass etwas uns spontan als „heilig“, verklärt und schön, zugleich aber auch als erhaben und entzogen erscheinen kann, dann ist es wichtig, nochmals auf den *Gemeinschafts*-charakter hinzuweisen. Die mögliche Erfahrung, im Singen des Sanctus Teil eines größeren Chores aller Glaubenden, der Lebenden wie der Toten, ja aller Geschöpfe, vielleicht gar von Engeln zu sein, ist nicht verfügbar. Dadurch aber, dass weltweit Christen Gottesdienst feiern, gibt es das Versprechen, die Zweifelnden zu entlasten. Die feiernde Gemeinschaft übersteigt den Einzelnen. Sie ist selbst ein Sinnbild für das nicht endende, räumlich wie zeitlich entgrenzte Lob Gottes. Der Theologe Wolfhart Panenberg hätte hierzu von einer proleptischen (vorwegnehmenden) Funktion

der Gemeinde gesprochen, weil sie nicht im Hier und Jetzt aufgeht.⁵ Trotzdem braucht es jedes einzelne Glied der Kette, um das Lob nicht verstummen zu lassen – und es kann dabei tröstlich sein, sich im Sanctus aufgehoben zu fühlen in der Wahrnehmung, dass es nicht um ein Vielleicht oder ein „Ich weiß nicht“ geht. Im Vollzug des Gotteslobs gibt es eine eigene Gewissheit der Vielen, die es einfach tun: „[Mit dem Aussprechen des Sanctus aus Jes 6,3] wird hymnisch gejubelt, nicht ‚also ob‘ alle Lande seiner Ehre voll seien, sondern darüber, dass es so ist. Doxologie kennt kein Alsob.“ – so der Theologe Martin Nicol.⁶ Vollends könnte das einleuchten, wenn man ernst nimmt, dass das Sanctus (mit dem Benedictus) in die *Abendmahl*-liturgie gehört; eine seit früher Zeit für das Christentum bezeugte Verortung im Gottesdienst. Es steht also in engem Bezug zum Geheimnis der Anwesenheit Gottes in Brot und Wein. Diese Gaben der Schöpfung werden „geheiligt“, konsekriert, sinnerfüllt sichtbar: Es sind Liebesgaben, die man mit seiner ganzen Person, physisch wie psychisch verinnerlichen kann. Auch so bekommen wir Anteil an Gottes Heiligkeit, der sich im Sohn und im belebenden Geist zuwendet – der feiernden Gemeinschaft und jedem von uns. Es geht zuletzt darum, offen zu werden für die poetische Kraft altüberlieferter Worte, um eine neue Anbindung an das, was längst gesagt, aber von uns kaum mehr gehört ist. Um ein neues Sehen durch den Zauber des Zusprechens. Wie beim Dialog zwischen *Liebenden* enthält auch das Lob Gottes, das „heilig Sprechen“ einen Überschuss an Wahrheit, der im Moment des Bekennens kein „Als ob“ zulässt. Solches Sprechen fügt der Welt von Liebenden und Glaubenden weder neue Informationen, noch Erkenntnisse und Einsichten hinzu – so der Philosoph Bruno Latour.⁷ Vielmehr „verklärt“ es sie, es lässt sie schön und anziehend erscheinen. Was ist uns also „heilig?“ Vielleicht die Poesie und vor allem die Musik, in der wir gegen allen Augenschein erfahren können, wer wir und die Welt in den liebenden Augen Gottes sind: Sanctus, „heilig“. Amen.

⁵ Vgl. dazu z.B. Peter L. Berger, *Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit*, Frankfurt a.M./New York ²1995, 102–103.

⁶ Martin Nicol, *Weg im Geheimnis. Plädoyer für den Evangelischen Gottesdienst*, Göttingen ³2011, 223.

⁷ Bruno Latour, *Jubilieren. Über religiöse Rede*, Berlin 2011, 196.

Benedictus
Psalm 118

Prof. Dr. Ulrike Witten
3. Sonntag nach Epiphania, 21.1.24

Danket dem HERRN; denn er ist freundlich,
und seine Güte währet ewiglich.

Es sage nun Israel:

Seine Güte währet ewiglich.

Es sage nun das Haus Aaron:

Seine Güte währet ewiglich.

Es sagen nun, die den HERRN fürchten:

Seine Güte währet ewiglich.

In der Angst rief ich den HERRN an;

und der HERR erhörte mich und tröstete mich.

Der HERR ist mit mir, darum fürchte ich
mich nicht;

was können mir Menschen tun?

Der HERR ist mit mir, mir zu helfen;

und ich werde herabsehen auf meine Feinde.

Es ist gut, auf den HERRN vertrauen
und nicht sich verlassen auf Menschen.

Es ist gut, auf den HERRN vertrauen

und nicht sich verlassen auf Fürsten.

Alle Völker umgeben mich;

aber im Namen des HERRN will ich sie
abwehren.

Sie umgeben, ja umringen mich;

aber im Namen des HERRN will ich sie
abwehren.

Sie umgeben mich wie Bienen,

sie entbrennen wie ein Feuer in Dornen;

aber im Namen des HERRN will ich sie
abwehren.

Man stößt mich, dass ich fallen soll;

aber der HERR hilft mir.

Der HERR ist meine Macht und mein
Psalm und ist mein Heil.

Man singt mit Freuden vom Sieg

in den Hütten der Gerechten:

Die Rechte des HERRN behält den Sieg!

Die Rechte des HERRN ist erhöht;

die Rechte des HERRN behält den Sieg!

Ich werde nicht sterben, sondern leben

und des HERRN Werke verkündigen.

Der HERR züchtigt mich schwer;

aber er gibt mich dem Tode nicht preis.

Tut mir auf die Tore der Gerechtigkeit,

dass ich durch sie einziehe und dem HERRN
danke.

Das ist das Tor des HERRN;

die Gerechten werden dort einziehen.

Ich danke dir, dass du mich erhört hast

und hast mir geholfen.

Der Stein, den die Bauleute verworfen
haben,

ist zum Eckstein geworden.

Das ist vom HERRN geschehen

und ist ein Wunder vor unsern Augen.

Dies ist der Tag, den der HERR macht;

lasst uns freuen und fröhlich an ihm sein.

O HERR, hilf!

O HERR, lass wohlgelingen!

Gelobt sei, der da kommt im Namen des
HERRN!

Wir segnen euch vom Haus des HERRN.

Der HERR ist Gott, der uns erleuchtet.

Schmückt das Fest mit Maien bis an die
Hörner des Altars!

Du bist mein Gott, und ich danke dir;

mein Gott, ich will dich preisen.

Danket dem HERRN; denn er ist freundlich,
und seine Güte währet ewiglich.

Liebe Gemeinde,

Benedictus qui venit in nomine Domini.

Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn.

Haben Sie möglicherweise – wenn Sie den Text des Benedictus hören – eine Melodie im Ohr? Vielleicht klingt Ihnen noch das eben gehörte Benedictus nach? Oder Sie freuen sich schon auf die beiden musikalischen Interpretationen, die wir noch hören werden? Oder haben Sie eventuell die gesungene Abendmahlsliturgie im Ohr, in der dem Sanctus das Benedictus folgt – allerdings ein wenig versteckt, da Sanctus und Benedictus durch das sich wiederholende „Hosianna in der Höhe“ verbunden sind?

Ähnlich vielstimmig wie die musikalischen Anklänge oder vielleicht sogar etwas diffus sind möglicherweise auch die biblischen Bezugstexte, die Sie im Ohr haben mögen. Dieser diffuse Eindruck mag auch damit zu tun haben, dass das „Lied des Zacharias“ (Lk 1,68–79), das neben dem Magnificat und dem Nunc dimittis des Simeon zu den Lobgesängen am Anfang des Lukas-Evangeliums gehört, ebenfalls als Benedictus bezeichnet wird.

Aber im Rahmen der Predigtreihe des Uni-Gottesdienstes geht es uns um das *liturgische* Benedictus, das aus dem vorhin gebeteten Psalm 118 stammt. Diese diffuse Vertrautheit, die auch ein wenig schemenhaft bleibt, mag auch daran liegen, dass Psalm 118 *der* Psalm ist, der im Neuen Testament am häufigsten zitiert wird bzw. auf den am häufigsten angespielt wird.¹ Am deutlichsten wird dieser Bezug hergestellt beim Einzug Jesu nach Jerusalem. Der einziehende Jesus wird mit den Versen 25 und 26 des Psalms begrüßt: „Hosianna“ – „Herr, hilf!“ und „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“. Dieser für die ersten Adressaten des Matthäus-Evangeliums *alles andere als subtile* Bezug auf den Rettungs-Psaln 118 macht schon sehr deutlich, wer dieser Jesus ist, der nach Jerusalem und in den Tempel kommt.

„Gelobt sei...“

Für heutige Ohren hat das Hosianna-Rufen seinen existenziellen Charakter des flehenden Bittrufs angesichts der Not eher verloren.

Ein verniedlichendes und damit auch verharmlosendes Verständnis des Bittrufes zeigt sich zum Beispiel, wenn eine Bloggerin davon berichtet, dass

¹ Frank-Lothar Hossfeld; Erich Zenger. Psalmen 3: 101 - 150. Freiburg i. Br. 2008, 687. (=Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament, 26,3)

sie sich als Kind immer gefragt habe, wer um alles in der Welt diese „Hosi-Anna“ sei, die so oft besungen wird.²

Auch dem „Münchner im Himmel“ (Thoma, 1911) passt es gar nicht, dass er, als der „Dienstmann 172 am Münchner Hauptbahnhof“ „seinen Auftrag mit solcher Hast“ erledigte, „vom Schlag getroffen zu Boden sank und starb“ und zum Engel Aloisius wird, dass nun die „die himmlische Hausordnung“ Folgendes vorsieht: „Von morgens acht Uhr bis mittags zwölf Uhr frohlocken, von mittags zwölf Uhr bis acht Uhr abends ‚Hosianna‘ singen.“ Sie wissen, wie es ausgeht: Dem himmlischen „Frohlocken“ steht Aloisius alles andere als positiv gegenüber. Seine Wut steigt ins Unermessliche ... und letztlich wird eine neue Aufgabe für ihn gesucht: Er soll der bayerischen Regierung die göttlichen Ratschläge übermitteln. Eine Aufgabe, die unerledigt bleibt, denn er sitzt bis heute im Hofbräuhaus.

Dass es aber nicht um ein weltfremdes, abgehobenes, vergeistigtes und damit irgendwie auch sinnloses „Frohlocken“ geht, sondern um einen existenziellen Bittruf zeigt uns der Text des Psalm 118. Der Psalm stellt die Rettungserfahrung eines (individuellen oder kollektiven) Ichs dar. Dabei zeigen sich im Psalm innerhalb eines hymnischen Rahmens zwei Teile: Im ersten Teil wird zweifach von Not und Rettung erzählt. Zuerst ist es eine äußere Not, die bedrängt: „Alle Völker umgeben mich; sie umgeben, ja umringen mich“, aber die Rettung gelingt: „im Namen des Herrn will ich sie abwehren.“ Es folgt eine zweite, „innere Not“: „Der Herr züchtigt mich schwer“, ABER: „er gibt mich dem Tode nicht preis“, auch hier zeigt sich Gott als „Helfer und Lebensretter“³. Im zweiten Teil des Psalms geht es um das „Fest des Geretteten“, das begleitet wird von einer „großen Festversammlung“ im Haus des Herrn.⁴

Die Notwendigkeit der Rettung wird in beiden Teilen in höchst eindrückliche Sprachbilder gefasst, die Not und Bedrängnis zum Ausdruck bringen: „Alle Völker umgeben mich; sie umgeben, ja umringen mich; Sie umgeben mich wie Bienen [...]“. Gerade dieses Bienenbild lässt vor meinem inneren Auge unmittelbare Horrorszenarien entstehen. Keinesfalls könnte ich angesichts eines Bienenschwarms hier so ruhig stehen bleiben. Es ist ein Bild absoluter Schutzlosigkeit und Wehrlosigkeit. Was will man denn wirklich gegen einen Bienenschwarm ausrichten? Und es geht weiter: „Man stößt mich, dass ich fallen soll“.

² <https://germanabendbrot.de/2014/12/10/10-dezember-kleine-ruhepausen-suchen-und-finden/>

³ Hossfeld/Zenger, 685-686.

⁴ Ebd., 685.

Angesichts dieser großen Not wird das Rettungshandeln Gottes umso deutlicher zum Ausdruck gebracht und auch hier wieder in ein sprachliches Bild gekleidet und damit der Wechsel deutlich markiert: Die Feinde, die mich zuerst umgeben wie Bienen, brennen jetzt „wie ein Feuer in den Dornen“ – Das Bild ist nicht ganz leicht zu verstehen, wenn man nicht regelmäßig Lagerfeuer macht, aber wenn man es sich vor Augen führt, ist es umso eindrücklicher: Ein Feuer in den Dornen brennt einfach nicht wirklich, es brennt kurz, aber entwickelt keine richtige Hitze, keine richtige Glut, es bleibt bei einem kurzen Strohfeuer. So ist jetzt auch mit den Feinden! Weiter wird das Rettungshandeln deutlich: „In der Angst rief ich den Herrn an; und der Herr erhörte mich und tröstete mich.“ „Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen tun?“ „Der Herr ist mit mir, mir zu helfen; und ich werde herabsehen auf meine Feinde.“ „Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und ist mein Heil.“ „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen.“

„... *der da kommt*“

Wir haben vorhin Psalm 118 gemeinsam gebetet und gemerkt, wieviel Dynamik in diesem Text steckt und wie dadurch ein weiter Raum entsteht. Ganz besonders im zweiten Hauptteil des Psalms [V. 19-28] steckt viel Bewegung drin. Es spricht die im Tempel versammelte Festgemeinde und dankt für das zuvor thematisierte Rettungsgeschehen. Wir hören die Bewegung, vom Tore öffnen, vom Eintreten, vom weggeworfenen Stein und auch in den kurzen Versen des Benedictus ist Bewegung drin: Gelobt sei, *der da kommt*. Aber wer kommt da eigentlich? Wer adressiert ist, wird nicht genau expliziert, wird aber durch den Zusammenhang deutlich: Der, der da kommt und dem Segen zugesprochen wird, ist der zuvor Gerettete, der zum Dank in den Tempel kommt.⁵

Anders im Matthäus-Evangeliums, wo ganz und gar nicht unbescheiden Psalm 118 als Deutungsfolie herangezogen wird, um deutlich zu machen, *wer da kommt* – ein wenig schief auf der Eselin und dem Füllen. Wir haben heute im Gottesdienst bereits einen Text aus dem Matthäus-Evangelium gehört, in dem auch von viel Bewegung, vom Kommen und vom Gehen die Rede ist. Im Evangelium des heutigen Sonntags (Mt 8, 5-13) kommt Jesus vom Berg der Bergpredigt nach Kapernaum, wo der Hauptmann zu Jesus tritt und Heilung erbittet für seinen gelähmten und Qualen leidenden Sohn. (Im griechischen steht „pais“, was zwar auch als „Knecht“ übersetzt werden

⁵ Ebd., 694.

kann, wobei hier aber der „Sohn“ gemeint ist.⁶⁾ Jesus fragt: „*Ich soll kommen und ihn heilen?*“, worauf der Hauptmann antwortet: „Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach kommst.“ und er nutzt den Vergleich, dass er als Hauptmann über die Vollmacht verfügt, Soldaten und Sklaven zum Kommen und Gehen zu schicken, und dass Jesus die Vollmacht habe, „durch sein bloßes Wort zu heilen“⁷. Er zeigt sein Vertrauen in den, der im göttlichen Auftrag kommt. Und Jesus schickt ihn: „Geh hin.“

Dass sich auf den Weg machen, sich in Bewegung setzen, bedeutet auch, den ersten Schritt zu tun in Richtung Aufbruch und Veränderung. Im Dialekt, in dem ich aufgewachsen bin, sagt man umgangssprachlich: „Wir machen uns los“, wenn man – etwas ungeduldig – zum Ausdruck bringen will, dass man sich doch endlich mal auf den Weg machen sollte und gehen will. Dieses „Losmachen“ ist mehrdeutig. Einerseits im dialektalen Verständnis: „Komm, wir brechen endlich auf.“, aber eben auch „losmachen“ als ein befreiender Akt: Befreit werden, sich aus Fesseln lösen können, zu neuen Ufern aufbrechen!

„... *im Namen des Herrn*“

Aber dieses befreiende Handeln müssen und können Menschen nicht aus sich selbst heraus bewerkstelligen. Sondern wie es im dritten Abschnitt des Benedictus heißt: „Gelobt sei, der da kommt, *im Namen des Herrn*.“ Was bei Gott möglich ist, welcher Wandel durch Gott herbeigeführt werden kann, wird einige Verse zuvor von der Festgemeinde erneut in ein starkes Bildwort eingekleidet: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen.“ Das Sprichwort führt uns in die alltägliche Szenerie eines Hausbaus. Die Bauleute prüfen die einzelnen Steine und werfen die Steine, die nicht tauglich sind, auf die Seite. Zack! Und nun der überraschende Wandel: Der von Menschen als nicht tragfähig und als nicht belastbar eingeschätzte und daher weggeworfene Stein wird nun von Gott als Bauherrn nicht nur wieder von dem Haufen mit dem Bauschutt zurückgeholt, sondern sogar als ganz zentraler Stein genutzt: vermutlich eher gut sichtbar weiter oben als Schlussstein als unten verborgen im Fundament.⁸ Denn die Festgemeinde, die das gesehen hat, ist völlig verwundert: Es „ist

⁶ Peter Fiedler: Das Matthäusevangelium. Stuttgart 2006, 203; Matthias Konradt: Das Evangelium nach Matthäus: Teilband 1 ; 1 Göttingen 2015, 133-134.

⁷ Konradt, 135.

⁸ Hossfeld/Zenger, 693.

ein Wunder vor unsern Augen“. Dieses Bildwort zeigt auf, wie Gottes Handeln das menschlich Erwartete umkehrt, und unterstreicht damit noch einmal die Gesamtaussage des Psalms: Das (individuelle oder kollektive) Ich des Psalms, das bedrängt und bedroht war, das von Gott selbst zunächst gezüchtigt, dann aber gerettet wurde, erhält nun diese Zentralstellung als Eckstein. Die Festgemeinde fällt in den Dank des Geretteten ein und spricht den Segen zu:

Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Amen.

Agnus Dei
Johannes 1,26–34

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Levin
Sexagesimä, 4.2.2024

Und sie fragten Johannes und sprachen zu ihm: Warum taufst du denn, wenn du nicht der Christus bist noch Elia noch der Prophet. Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt. Der wird nach mir kommen, und ich bin nicht wert, dass ich seine Schuhriemen löse. Dies geschah zu Bethanien jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.

Des andern Tages sieht Johannes Jesus zu ihm kommen und spricht:

Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!

Dieser ist's, von dem ich gesagt habe: Nach mir kommt ein Mann, welcher vor mir gewesen ist, denn er war eher als ich. Und ich kannte ihn nicht. Aber dass er offenbar würde für Israel, darum bin ich gekommen zu taufen mit Wasser.

Liebe Gemeinde,

Im vergangenen Jahr erschien bei Suhrkamp das jüngste Buch des Lyrikers Christian Lehnert: *Das Haus und das Lamm. Fliegende Blätter zur Apokalypse des Johannes*. Ich lese, was Lehnert zu Offenbarung 5, dem Abschnitt, den ich vorhin verlesen habe, assoziiert hat: „Einer der Ältesten, die bisher reglos in ihren weißen Gewändern und mit goldenen Kronen um den Thron saßen, weist den Weinenden auf ein Tier. Es liegt und lauert, ein Löwe, ein herbeizitiertes ‚aus dem Stamm Juda‘, ein herrschaftliches Wesen, stattliches Zeichen und Wappen des endzeitlichen Königtums aus dem Hause David. Aber das Bildwort, gesprochen in die Stille, gerät zu einer Zeigegeste in völliger Verwirrung. Denn was sieht Johannes? Da steht nun ein Lamm, und man reibt sich die Augen. Wie das? Dieses Lamm [...] ist mit einem Schächtschnitt zu Tode gebracht. Der Kopf ist, so lässt mich der Text erahnen, nach hinten geneigt, die Kehle klafft auf. Das Blut muss schon verströmt sein, denn der Tierkörper ist sauber und leer und makellos, kultisch rein. Man kann wohl (und ich trage unweigerlich Bilder ein, die ich

vor Jahren unter Beduinen im Sinai sah) tief in die Speise- und in die Atemröhre schauen, an knorpeligen Rändern haften Grinde, und im Innern nassen die Schleimhäute, dort ist es dunkel, und es dampft noch. Das Tier ist hellwach. Je genauer ich hinschaue, mich in die Stimme des Ältesten hineinträume, umso wirrer zersplittert das Beschriebene. Lamm und Löwe, die Tiere wechseln ihre Gestalt. [...] Das ‚Lamm‘ [...] trägt in sich Anklänge, die nach allen Seiten in die Religionsgeschichte ausgreifen: Opfertier und Passahlamm und Sühnewidder ... Solche Lämmer nahmen in orientalischen Tempeln die Gebrochenheit des Menschen an, starben unter dem Messer, ein Schrei und gurgelndes Verstummen, Altäre wurden mit ihrem Blut bestrichen, ihre Organe und Fettschwänze qualmten im Feuer – ihre Opferung an Menschenstatt bildeten die entscheidenden Pfade in die Transzendenz. So wird ‚das Haus der Sprache‘ hier in den Bedeutungsschichten eines einzelnen Wesens zum Labyrinth. [...] Im Inneren sitzt ein Ungeheuer, Gotteshauch, eine wesenlose Gottheit. Sie ist tot, sie ist lange verblutet. Aber zugleich sitzt *jemand* auf dem Thron, und das Lamm ist weiß und jung. Wir stehen auf der Schwelle und sehen das verendete Tier und einen Gott [...] Doch nicht genug mit den Interferenzen: Das Lamm, ein fellweicher Lichtschleier, nimmt das Buch, als hätte es Hände, und in diesen seinen Händen läge die ganze Geschichte, gewesen und geworden, das Vergangene und die Zukunft, die ewige Schrift der Vorhersehung und der Notwendigkeit. Aber so menschenähnlich, wie das Tier nun erscheint, ist es doch tot. Das griechische Verb *sphazein*, hinschlachten, lässt keinen Zweifel aufkommen, dass ein ausgesprochener Gewaltakt geschah: Das Tier wurde ermordet. [...] *Agnus Dei*, Lamm Gottes, hingeschlachtet und nach drei Tagen vom Tod auferweckt: Dieses flirrende Tier, das durch wechselnde Gestalten streunt, nimmt auch all das auf, was die Evangelien von der Person Jesu und seiner Auferstehung erzählten. Es wird zum Christus.“

Wer sich das Beschriebene anschauen will, kann das Buch „Opfer“ der Münchener Fotografin Herlinde Kölbl zur Hand nehmen. Es erschien zu einer Ausstellung 1996 im Lenbachhaus und bietet zahlreiche Fotografien geschächteter Lämmer, jedes Bild grausamer als der andere. Dazu gibt es einen Essay von René Girard, Autor des Buches *La Violence et le sacré*, deutsch *Das Heilige und die Gewalt*.

Das Flirren des Tiers, das Christian Lehnert beschreibt, spiegelt sich in den Bezeichnungen. Zu Offenbarung 5 gibt es in der revidierten Lutherbibel bei dem Wort „Lamm“ eine Fußnote: „Wörtlich: ‚einen jungen Widder‘.“ In der Tat hat ein Lamm keine sieben Hörner, nicht einmal zwei. Im griechischen Text steht hier *arníon*, die Verkleinerungsform von *arnós* „Widder“. Doch in der lateinischen Übersetzung steht *agnus* „Lamm“, und Luther hat es dabei belassen. Die alttestamentliche Entsprechung findet sich im Buch Jeremia, wo der Prophet klagt: „Ich war wie ein argloses Lamm (*arníon*, hebräisch *kæbæś*), das zur Schlachtbank geführt wird, und wusste nicht, dass sie gegen mich beratschlagt hatten und gesagt: Lasst uns den Baum in seinem Saft verderben und ihn aus dem Lande der Lebendigen ausrotten, dass seines Namens nimmermehr gedacht werde.“

Hebräisches *kæbæś* wird sonst mit *amnós* wiedergegeben, das wir mit „Lamm“ übersetzen. *Amnós* kann aber auch für hebräisch *śæh* stehen, das „einzelnes Stück Kleinvieh“ bedeutet und in der Regel ein Opfertier bezeichnet. So in der bekannten Szene von dem Kämmerer aus dem Mohrenland, der auf der Rückfahrt in seine Heimat eine Stelle aus dem Propheten Jesaja liest, die ihm der Apostel Philippus auf das Leiden Christi deutet: „Als er gemartert ward, litt er doch willig und tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm (*amnós*, hebräisch *śæh*), das zur Schlachtbank geführt wird; und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer, tat er seinen Mund nicht auf.“

Hebräisches *śæh* ist auch das Opfertier, das die Israeliten an Passah schlachten und essen sollen. Die griechische Übersetzung gibt es mit *próbaton* „Schaf“ wieder. Nach der Vorschrift kann es sowohl ein Lamm als auch ein Zicklein sein. Und noch eine bekannte Szene: Isaak fragt seinen Vater, während sie auf den Berg steigen, wo Abraham seinen Sohn opfern soll, nach dem Opfertier: „Siehe, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Schaf (hebräisch *śæh*, griechisch *próbaton*) zum Brandopfer? Abraham antwortete: Mein Sohn, Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer.“ Das Opfertier, das Gott sich dann anstelle Isaaks ersieht, ist aber ein Widder, hebräisch *ʾajil*, griechisch *kriós*. Die Szene ist für Paulus zum Vorbild geworden, mit der er erläutert, was mit dem Tod Jesu geschehen ist: „Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein. Welcher auch seines eigenen Sohns nicht

hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“

Das Durcheinander der Bezeichnungen zeigt, wie mühsam es für die frühen Christen gewesen ist, irgendwie einzuordnen, was sie mit der grausamen Hinrichtung ihres Herrn erlebt hatten, und es religiös begreiflich zu machen. Das musste anhand der heiligen Schriften geschehen, konnte aber kein stimmiges Bild ergeben. Die alttestamentlichen Verheißungen zielten nicht auf einen Messias, der am Kreuz enden sollte, sondern auf das Reich Gottes auf Erden, das ja auch Jesus erwartet hatte. So verfiel man anhand der unterschiedlichen Bibelstellen auf die Deutung, dass mit dem Tod Jesu ein stellvertretendes Opfer geschehen sei. So verstanden, ist Jesus nicht für sich, sondern für andere gestorben. Er hat meinen Tod auf sich genommen und ihn damit besiegt. Auf der Hand lag das nicht. Die Hinrichtung eines Unschuldigen ist nicht ohne weiteres ein Opfertod. Es gibt keine Anzeichen, dass die Jünger in einer Gefahr gewesen wären, die durch den Tod Jesu abgewendet worden wäre.

Man kann dieses nachträgliche Deuten in den Texten noch erkennen. So auch in dem Predigttext, wie er oben abgedruckt ist. Die Szene handelt von dem Verhältnis zwischen Johannes und Jesus. Johannes ist wahrscheinlich der Lehrer Jesu gewesen. In jedem Fall hat er Jesus getauft. Darin war ein Autoritätsgefälle angelegt, das die Christen nicht wahrhaben konnten. Deshalb tritt der Täufer in allen Evangelien als derjenige auf, der mit großem Nachdruck das Kommen eines Bedeutenderen ankündigt. „Und sie fragten Johannes und sprachen zu ihm: Warum taufst du denn, wenn du nicht der Christus bist noch Elia noch der Prophet. Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt. Der wird nach mir kommen, und ich bin nicht wert, dass ich seine Schuhriemen löse. [...] Des andern Tages sieht Johannes Jesus zu ihm kommen und spricht: [...] Dieser ist's, von dem ich gesagt habe: Nach mir kommt ein Mann, welcher vor mir gewesen ist, denn er war eher als ich. Und ich kannte ihn nicht. Aber dass er offenbar würde für Israel, darum bin ich gekommen zu taufen mit Wasser.“

Das Bekenntnis „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“ unterbricht diese Szene. Die Deutung des Todes Jesu als Opfer ist

dem Johannesevangelium fremd. Jesu Weg zum Kreuz ist in diesem Evangelium kein Opfergang, sondern die Heimkehr zum Vater und der letzte Schritt zur Verherrlichung. Nicht von ungefähr beginnt Bachs Johannespassion mit Psalm 8: „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen.“ Auch das christologische Bekenntnis durch andere ist im Johannesevangelium die Ausnahme. Jesus erklärt seine Bedeutung vielmehr selbst in der Geste des Offenbarers: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; ich bin das Licht der Welt ...“

Das Bekenntnis „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“ ist sogar in der ganzen Bibel singulär. Vielleicht hat dieses Wort gerade deshalb eine so große Wirkung gehabt. In zahllosen Darstellungen ist der Täufer von einem Lamm begleitet. Wenn der Jesusknabe und der Johannesknabe sich begegnen, hat der kleine Johannes meist ein Schäfchen dabei. Auf dem Isenheimer Altar zeigt der Täufer (der nach der Geschehensfolge der Evangelien zu dieser Zeit längst selber hingerichtet war) mit einem überlangen Zeigefinger auf den Gekreuzigten, und zu seinen Füßen begleitet ihn das Lamm, das wie das altkirchliche Lammessymbol mit dem rechten Vorderbein ein Kreuz als Standarte hält. Aus einer Stichwunde am Hals strömt das Blut in einen Kelch.

Agnus Dei „Lamm Gottes“, der Begriff kommt außer in einer Wiederholung wenige Verse später nie wieder vor. Wie sollte er auch! Ein Opfer besteht ja darin, dass der Mensch dem Gott das Opfer übereignet: *Agnus hominis*. Anders funktioniert das nicht. Auf den Gedanken muss man erst mal kommen, dass das Opfertier von vornherein Gott gehört, dass also Gott selber sich das Opfer darbringt. Was für ein merkwürdiger Kreislauf! Wenn Gott zugleich Sender und Empfänger ist, hätte er diesen grausamen Akt genauso gut bleiben lassen können. Die Theologie hat bis heute an der Vorstellung zu kauen, dass Gott sich selbst ein Sühnopfer dargebracht haben soll. Warum?

Das Lamm mit der Siegesfahne ist seit der alten Kirche zum christlichen Symbol geworden. So dient es auch als das Zunftzeichen der Schlachter. In Oberbayern findet man es zum Beispiel bei der Miesbacher Metzger-Innung. Das hat einen tiefen Sinn. Töten, um zu leben, das gehört zum menschlichen Dasein hinzu. Der Verzicht auf Fleisch ist eine sehr moderne

Haltung. Vegetarier und Veganer wollen vermeiden, auf Kosten von Tieren zu leben – möge es ihnen gelingen! Im alten Israel wäre keiner auf eine solche Idee verfallen. Im alten Israel lag freilich auch nicht jeden Tag ein Schnitzel auf dem Teller. Fleisch aß man nur bei besonderem Anlass. Um es zu bekommen, musste der Hausvater selbst zum Messer greifen, und das Tier, das er tötete, war sein Hausgenosse. Das tat man nicht leichter Hand. Man wusste, dass Töten, um zu leben, schuldig macht, und dass man dieser Schuld nicht entkommt.

Jeder von uns lebt auf die eine oder andere Weise auf Kosten anderer, mag er das wollen oder nicht. Ohne die Schmerzen meiner Mutter wäre ich nicht auf der Welt. Ohne dass ich meinen Lebensraum mit anderen teile, das heißt auch: ihnen den Lebensraum einschränke, könnte ich gar nicht sein. Wer ein Tier tötet, um sich zu ernähren, der hat dieses Schicksal, das uns allen gemeinsam ist, als Messer in der Hand. Als Kinder haben wir das auf eine harmlose Weise erlebt. Zu Ostern wurde in einer besonderen Kuchenform ein Osterlamm gebacken. Es wurde mit Puderzucker bestäubt und bekam eine rote Schleife um den Hals. Das Lamm erfüllte seinen Zweck aber nur, wenn man es rechtzeitig aufaß. Wenn das Mitleid überwog, verschimmelte oder vertrocknete es und musste weggeworfen werden. Die Lösung war, dass wir zuerst den Kopf abgeschnitten haben. Das war weniger grausam; wie man ja auch bei Schokoladen-Osterhasen zuerst den Kopf abbeißen soll.

Im alten Israel brauchte jede Schlachtung einen Anlass. Sie war mit einem Festmahl verbunden, an dem viele teilnahmen. Denn Fleisch ließ sich nicht aufbewahren. Es musste sofort gegessen werden. So wurde der Tod des Tieres zugleich ein Opferfest. Dabei diente das Ritual dazu, die Tötungshemmung zu überwinden. Gott, der Urgrund des Lebens, wurde in die Gemeinschaft der feiernden Menschen einbezogen. Ein Teil des getöteten Tieres gab man ihm als Brandopfer zurück, um das Leben, das man getötet hat, doch irgendwie, und sei es symbolisch, zu restituieren und das Gleichgewicht des Seins zu wahren. Gott wurde sozusagen zum Komplizen gemacht und so an einer Rache gehindert. Dann verteilte der Hausherr die Fleischstücke: „Nehmet hin und esset!“ Das getötete Tier wurde zum Mittel

der Gemeinschaft, und zwar der Menschengemeinschaft und der Gottesgemeinschaft zugleich.

In der radikalen Steigerung, wenn es um den Ausgleich von Schuld geht, entfällt das Mahl. Das ganze Tier wird der Gottheit dargebracht. So geschieht es in der Erzählung von Isaaks Opferung. Eigentlich sollte der eigene Sohn geopfert werden und mit dem Sohn das eigene Ich, nämlich dessen fortlebender Teil. Das eigene Sein ist Gott geschuldet. Doch das Menschenopfer darf durch das Opfertier ersetzt werden. Gott begnügt sich mit dem Widder. Das Tier bewirkt die vollkommene Sühnung. Gott lässt das Leben des Widders als den vollgültigen Ersatz für das Leben des Menschen gelten. So zeigt sich in der Tötung des Tieres die Würde des Tieres. „Das Lamm, das geschlachtet ist, ist würdig, zu nehmen Kraft und Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob.“

Mit Jesu Tod war nun aber ein Mensch gestorben. Das war ein ander Ding. Und wenn der Hauptmann unter dem Kreuz feststellt: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen“, so folgte daraus, dass Gott getan hat, was er Abraham erlassen hatte: den eigenen Sohn zu opfern. Hatte er das nötig, so wie der griechische Kronos, der seine Kinder verschlang, um seine Macht zu retten? Wir können die Frage, was dieses Opfer für den Selbstbezug Gottes bedeutet, den Dogmatikern überlassen. Sie mögen sie beantworten oder auch nicht. Quae supra nos, nihil ad nos. Das innere Wesen Gottes muss uns nicht kümmern.

Der christliche Glaube sagt, dass das Opfer seines Sohnes ein Akt der Freiheit Gottes gewesen ist. Es hätte nicht sein müssen. Es hat allein in Gottes freier Liebe zu seiner Schöpfung seinen Grund. „O Wunderlieb, o Liebesmacht, du kannst – was nie kein Mensch gedacht – Gott seinen Sohn abzwängen. O Liebe, Liebe, du bist stark, du streckest den in Grab und Sarg, vor dem die Felsen springen.“ Das hat eine andere Reichweite, als wenn Menschen Opfer bringen. Wenn Gottes Lamm das Opfertier ist, erwirkt dieses Opfer umfassende Sühne. Das Lamm Gottes trägt die Sünde der ganzen Welt. Mit seinem Opfer ist eine Versöhnung geschehen, die nichts und niemanden mehr ausschließt „aus allen Stämmen und Sprachen und Völkern und Nationen“. Und das so endgültig, dass seither vor Gott keinerlei Opfer mehr notwendig sind. Wir könnten doch nicht mit Gottes Opfer wetteifern.

Das Lamm, das gesiegt hat, ist das Symbol dafür, dass ich schon immer mit dem Grund meines Daseins versöhnt bin.

Damit uns das bewusst wird, halten wir das Abendmahl. Dort ist Gott der Opferherr. Wir aber sind die Gäste, die von den Hecken und Zäunen kommen und nichts mitbringen müssen als uns selbst. Gott ist der Gastgeber: „Nehmet hin und esset!“ Er ist es, der uns in seine Mahlgemeinschaft hineinnimmt, er allein. Er schenkt uns die Gemeinschaft mit ihm und die Gemeinschaft untereinander. Und wenn wir singen: *Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis* „Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarme dich unser“, so ist das kein Flehen um etwas, das erst noch geschehen müsste, sondern es ist ein Lobgesang. Amen.

Ite missa est
Matthäus 28,16–20

Prof. Dr. Stefan Kopp
Mittwoch, 7. Februar 2024

Die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, den Jesus ihnen genannt hatte. Und als sie Jesus sahen, fielen sie vor ihm nieder, einige aber hatten Zweifel. Da trat Jesus auf sie zu und sagte zu ihnen: Mir ist alle Vollmacht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn,
Papst Benedikt XVI. hat 2007 in seinem Nachsynodalen Apostolischen Schreiben *Sacramentum Caritatis* über die Eucharistie, Quelle und Höhepunkt von Leben und Sendung der Kirche, zum Entlassungsgruß *Ite missa est* am Ende der Messfeier festgehalten:

„In diesem Gruß können wir die Beziehung zwischen der gefeierten Messe und der christlichen Sendung in der Welt erkennen. Im Altertum bedeutete ‚missa‘ einfach ‚Entlassung‘. Im christlichen Gebrauch hat das Wort jedoch eine immer tiefere Bedeutung gewonnen, indem ‚missa‘ zunehmend als ‚missio‘ verstanden und so Entlassung zu Aussendung wird. Dieser Gruß drückt in wenigen Worten die missionarische Natur der Kirche aus. Darum ist es gut, dem Volk Gottes zu helfen, diese Grunddimension des kirchlichen Lebens – ausgehend von der Liturgie – zu vertiefen.“ (Art. 51)

In dieser kompakten begriffsgeschichtlichen Zusammenfassung deutet Benedikt XVI. die Spannung zwischen etymologischer Wurzel und kreativer Aneignung des Ausdrucks an, die sich in der kirchlichen Tradition bis heute vollzogen hat. Schon im vierten Jahrhundert wurde der Begriff *missa* als *Pars pro Toto* für eine ganze liturgische Feier, auch der Eucharistiefeier, ver-

wendet. Ab dem fünften Jahrhundert konnte *missa* auch im Plural als Terminus technicus für die Eucharistiefeyer stehen – z. B. als *Missarum sollemnia*.

Liturgiehistorisch spannend ist in weiterer Folge aber besonders der Prozess der kreativen Aneignung des Begriffs. Dieser Prozess ist auch instruktiv für die Reflexion bestimmter Gottesdienstverständnisse unterschiedlicher Zeiten. Gab es im Mittelalter die Vorstellung, das Wort bezöge sich auf die zu Gott emporgesandten Gebete und Gaben (als Partizip Perfekt von *mittere*), wird heute die von Benedikt XVI. genannte Deutung als christliche Sendung in die Welt präferiert und damit ein Auftrag verbunden. Auch wenn beide Deutungen nicht aus dem etymologischen Befund abgeleitet werden können, sind sie aufschlussreich für eine Hermeneutik christlichen Lebens aus der Liturgie.

Worum geht es Benedikt XVI., wenn er von der „missionarische[n] Natur der Kirche“ spricht und von dem Auftrag, der sich daraus ergibt? Diese Deutung knüpft eng an die soeben verkündete Evangelienperikope an, die von Jesu Sendung der Jünger zu den Menschen berichtet. Es sind die letzten Verse des Matthäusevangeliums. Ihre Tragweite ist gewaltig, ihre Auswirkungen haben Weltgeschichte geschrieben. Es ist der weltumspannende, grenzenlose Missionsauftrag Jesu: Zu allen Völkern sollen sie gehen, alle Menschen zu Jesu Jüngern machen, sie taufen und sie alles zu halten lehren, was Jesus geboten hat. Untermauert wird diese Sendung durch die unfassbare Aussage, Jesus sei (von Gott) alle Macht gegeben worden, im Himmel und auf Erden, also allüberall! Klarer geht es nicht, umfassender kann es nicht sein.

Die Szene spielt sich dort ab, wo alles begonnen hat: in Galiläa, der Heimat Jesu und seiner ersten Anhänger, auf einem Berg, wie Jesus auch am Anfang auf einem Berg über dem See Gennesaret sein „Programm“ darlegte, die Bergpredigt. Damals waren sie zwölf Apostel, jetzt fehlt einer, Judas, der ihn verraten und sich dann aus Verzweiflung umgebracht hat. Dazwischen liegt die Katastrophe von Jerusalem, als man Jesus in einem windigen Prozess zum Tod am Kreuz verurteilt und hingerichtet hat. Alle waren sie davongelaufen, in Angst und Panik, hilflos.

Doch dann kam der unglaubliche Ostermorgen: das Grab leer und die Botschaft, sie sollten nach Galiläa zurückgehen, dort würden sie ihn sehen. Als sie ihn dann tatsächlich sahen, zweifelten einige – nur zu verständlich, denn all das Erlebte war zu viel, um es zu verkraften. Und doch, trotz aller Fragen und Zweifel, haben sie sich auf den Auftrag eingelassen: Sie sind losgezogen, aus ihrer Heimat in Galiläa, und sind „bis an die Grenzen der Erde“ gelangt, um die Botschaft Jesu zu allen Völkern zu bringen. Und tatsächlich gibt es heute kaum einen Winkel der Erde, wohin das Evangelium noch nicht gelangt wäre. Zweifel gibt es auch heute. War es wirklich gut, hilfreich, diese Botschaft überall zu verbreiten? Und waren die Boten wirklich immer Bringer der Frohbotschaft Jesu? Haben sie nicht oft auch weltlichen Machtinteressen gedient? Müssen wir die Missionsgeschichte heute nicht kritisch sehen und differenziert einordnen? Ganz bestimmt. Und wir müssen vorsichtig mit dem Begriff umgehen und dürfen ihn vor allem nicht als Waffe benutzen.

Dennoch bleibt der biblische Auftrag: „Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.“ Die Frage ist nur, wie: nicht mit Zwang und Gewalt, sondern in Freiheit und mit der Strahlkraft des Evangeliums, das uns an die Hand gegeben ist – dass Menschen nicht nur äußerlich eine Lehre annehmen, sich zur christlichen Religion bekennen, sondern dass sie im Herzen Gläubige werden, die in ihrem Leben Gott erfahren und daher den Glauben bezeugen können. Wenn wir selbst ganz aus dem Glauben leben, werden wir auch andere davon überzeugen: weniger mit Worten als vielmehr durch unsere Taten. Im Taufgedächtnis, das wir jetzt gleich vollziehen, vergewissern wir uns neu dieses Auftrags, aber auch der Zusage Jesu an seine Jünger: „Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ Eine große Hoffnung – auch und gerade in unserer Zeit mit ihren Herausforderungen!

Musik und Theologie zur lateinischen Messe

KMD Michael Roth

Das Projekt „Missa est“ im Winterhalbjahr 2023/24 bezog „genreübergreifend“ die Universitäts-Gottesdienste, die Musik in St. Markus und den Markus-Chor mit ein. Erste Ideen und Pläne dafür reichten Jahre zurück; im Laufe des Sommers 2023 nahm es dann im Austausch zwischen Universitätsprediger Prof. Martin Wallraff und mir konkrete Gestalt an.

Im Fokus des Projekts steht das sogenannte „**Ordinarium Missae**“, also diejenigen gleichbleibenden Texte unserer Liturgie, die seit vielen Jahrhunderten in jedem Gottesdienst gesprochen oder gesungen werden. Dabei geht es weniger um kleinere Gruß-, Gebets- und Segensformeln; auch das Vaterunser und das Halleluja vor dem Evangelium sind hier nicht gemeint. Im Zentrum stehen diejenigen Teile der (katholischen oder lutherischen) Messe, die ihr ihren festlichen und feierlichen Charakter verleihen: Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus mit Benedictus und Agnus Dei (s. auch die historische Einführung von M. Wallraff unten). Seit über 1000 Jahren wurden und werden sie in unterschiedlichster Weise vertont: von einfachen und festlichen gregorianischen Gesängen des Mittelalters über komplexe mehrstimmige polyphone Kompositionen der Renaissance bis hin zu modernen Umsetzungen des 20. und 21. Jahrhunderts.

Kaum ein Komponist von Rang und Namen kam um die Vertonung dieser Texte herum. Auch Komponisten, die eher der lutherischen Tradition verpflichtet waren, setzten zumindest Teile der „Messe“ in Musik um. Das wohl berühmteste Werk in diesem Zusammenhang ist **Johann Sebastian Bachs „H-Moll-Messe“**. Sie stand im Zentrum der **dreiteiligen Konzertreihe** und erklang (in Ausschnitten) auch in den Universitäts-Gottesdiensten. Wie die anderen Messen Bachs wurde sie zunächst nur als „Kurzmesse“ oder „Lutherische Messe“ komponiert, bestand nur aus Kyrie und Gloria. In den Gottesdiensten zu Zeiten Bachs stand die Predigt im Mittelpunkt, die Verkündigung des Wortes Gottes in deutscher Sprache, mit entsprechender

Verkündigungs-Musik (Kantaten, Motetten etc.). Eine komplette lateinisch gesungene Messe hätte da gewissermaßen den „evangelischen Rahmen“ gesprengt.

Es bestand für Bach also weder eine Notwendigkeit noch ein praktischer Sinn darin, eine ganze lateinische Messe zu vertonen; zudem war Bach in seinem letzten Lebensjahrzehnt auch gar nicht daran interessiert, neue geistliche Werke zu komponieren – davon hatte er zeit seines Lebens genug geschrieben. Mit der H-Moll-Messe, seinem letzten vollständigen großen Werk, ging es ihm vor allem um sein Vermächtnis an die Nachwelt. In diesem Opus zeigte er noch einmal seine ganze Kunst: Er integrierte seine besten Arien und Chöre, die er geschaffen hatte und verband sie mit neu komponierter Musik zu einem unvergleichlichen Gesamtkunstwerk. Damit befreite er seine schönsten Kantatensätze aus ihrem provinziellen Umfeld und machte sie der Nachwelt für immer zugänglich – nicht nur in Kirchen, sondern auch in den Konzertsälen dieser Welt. Sauber geschrieben und in vier Bänden geordnet (das Manuskript von 1748/1749 gehört zum UNESCO-Weltdokumentenerbe) – wurde die zu Bachs Lebzeiten nie aufgeführte Messe 100 Jahre nach seinem Tode zu **Weltliteratur der Musikgeschichte**.

In den Konzerten am 22. Oktober 2023, 17. Dezember 2023 und 17. März 2024 erklang Bachs H-Moll-Messe im Spiegel anderer Mess-Vertonungen. Durch das Hören gregorianischer Gesänge, von Klängen der Renaissance, moderner Vertonungen und spontaner Improvisationen – gewissermaßen also Wurzeln und Nachwirkungen Bachscher Musik – kann die unerreichte Kunst des Meisters unmittelbar erfahrbar werden; zugleich wird die einmalige Tiefe und Dichte dieser Musik deutlich.

In den Universitäts-Gottesdiensten vom 5. November 2023 bis 7. Februar 2024 eröffneten Wort und Musik neue Perspektiven auf die einzelnen Teile der Messe. Schließlich wurde am 3. März 2023 die mit Lichtkunst interpretierte Schöpfungsgeschichte musikalisch und liturgisch ausgestaltet – und auf die Messe bezogen.

Im Folgenden werden die Konzertprogramme dokumentiert und kurz kontextualisiert.

Konzert I am 22. Oktober 2023

Spheres aus der <i>Sunrise Mass</i>	Ola Gjeilo (* 1978)
Gregorianisches Kyrie aus der <i>Missa de angelis</i>	15./16. Jahrhundert
Kyrie-Kanon	Michael Roth
Improvisation I	Christian Seidler, Ulrich Wangenheim
Kyrie aus der <i>Missa Papae Marcelli</i>	Giovanni Pierluigi da Palestrina (~ 1525 – 1594)
Kyrie eleison I Christe eleison	Johann Sebastian Bach (1685 – 1750)
Kyrie eleison II aus der <i>h-Moll-Messe</i>	
Improvisation II	Christian Seidler, Ulrich Wangenheim
Identity aus der <i>Sunrise Mass</i>	Ola Gjeilo
Sanctus aus der <i>Berliner Messe</i>	Arvo Pärt (* 1935)
Gregorianisches Sanctus aus der <i>Missa de angelis</i>	11./12. Jahrhundert
Sanctus-Kanon	aus Taizé
Jesajas Berufung zum Propheten	Jesaja 6,1-4
Seraphim standen über ihm Heilig ist Gott, der Herr aus dem Oratorium <i>Elias</i>	Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809 – 1847)

Improvisation III

Christian Seidler, Ulrich
Wangenheim

Sanctus

aus *The Armed Man: A Mass for
Peace*

Karl Jenkins
(* 1944)

Alleluia

Fredrik Sixten
(* 1962)

Sanctus**Osanna**

aus der *h-Moll-Messe*

Johann Sebastian Bach

Mit dem Kyrie und dem Sanctus haben wir die beiden ältesten Texte des Ordinarium Missae vor uns. In beiden stehen sich Mensch und Gott gewissermaßen gegenüber.

„Kyrie eleison“ war in vorchristlicher Zeit ein Huldigungsruf für Götter und Herrscher. Im spätantiken Hofzeremoniell wurde der Kaiser mit diesem Ruf begrüßt, wenn er den Raum betrat. Im frühen Christentum setzten die Christen sich durch diese Anrufung vom Kaiserkult und vom Kult anderer Götter ab, denn mit Kyrios war nun der christliche Gott bzw. Jesus Christus gemeint. Ob in den gregorianischen Gesängen, in den polyphonen Vertonungen der Renaissance oder bei Bach, Mozart und Beethoven: Durchweg besticht hier die Musik sowohl durch feierlichen Ernst als auch durch eine demütige Haltung, wodurch Gottes Gegenwart spürbar wird.

Johann Sebastian Bach schrieb sein großangelegtes dreiteiliges Kyrie (zusammen mit dem Gloria als „Missa“) 1733 und bewarb sich damit um den Titel eines Hofcompositeur in Dresden, um von dort Rückendeckung für seine künstlerischen Anliegen in Leipzig zu erhalten. Wahrscheinlich sind alle drei Teile Bearbeitungen früherer verschollener Werke, die hier vollendet und perfektioniert wurden.

Das Sanctus entstand bereits neun Jahre zuvor in seinem zweiten Leipziger Amtsjahr als Thomaskantor und wurde am ersten Weihnachtstag 1724 aufgeführt. 1748/49 schrieb er es noch einmal feinsäuberlich ab und kürte

es zum dritten Teil seines gigantischen Best-of-Werks. Die bei Bach ungewöhnliche Sechsstimmigkeit blieb erhalten, und das hat seinen guten Grund: Im ersten Teil werden häufig drei benachbarte Stimmen parallel geführt, um das dreifache „Heilig“ musikalisch darzustellen. Im zweiten, schnelleren Teil hingegen gibt es häufig drei parallel geführte Stimmpaare: Sie bilden die im Jesaja-Text beschriebenen drei Flügelpaare der Seraphim musikalisch ab.

In diesem Konzert hören wir neben Bachs Sanctus-Vertonung vor allem musikalische Umsetzungen der neueren Zeit, welche die Gotteserscheinung nicht nur strahlend und majestätisch, sondern zum Teil auch unheimlich und angsteinflößend wirken lassen. Wenn man sich in die Situation eines Jesaja (oder auch eines Mose oder Elia) hineinversetzt, wie sie Gott begegnet sind, ist diese kompositorische Interpretation sehr nachvollziehbar.

Das (H)os(i)anna – Bach bearbeitet hier einen doppelchörigen Kantatensatz von 1734 – bringt in diesem Konzert schließlich neben Griechisch (Kyrie eleison) und Latein (Sanctus) die dritte alte Sprache auf den Plan: Hebräisch. Dies wiederum ließ mich in dem gefühlvollen „Alleluia“ von Fredrik Sixten das passende dramaturgische Bindeglied zu Bachs atemberaubendem Sanctus und Osanna finden, welche das Konzert festlich beschließen. (In der liturgischen Tradition steht das hebräische „Alleluja“ nicht nur vor dem Evangelium, sondern es beschließt auch die Messe – gemeinsam mit dem Ruf „Ite missa est“, der für das ganze Projekt namensgebend war.)

Konzert II am 17. Dezember 2023

Gloria	Jan Sandström (* 1954)
Gregorianisches Gloria aus der <i>Missa de angelis</i>	15. / 16. Jahrhundert
Gloria Kanon	Michael Roth
Improvisation I	Carlo Maria Barile
Gloria in excelsis Deo Et in terra pax Laudamus te Gratias agimus tibi Domine Deus Qui tollis peccata mundi aus der <i>h-Moll-Messe</i>	Johann Sebastian Bach (1685 – 1750)
Et incarnatus est aus der <i>h-Moll-Messe</i> (Credo)	Johann Sebastian Bach
Improvisation II	Carlo Maria Barile
Et incarnatus est aus der <i>c-Moll-Messe</i>	Wolfgang Amadeus Mozart (1756 – 1791)
Friede auf Erden op. 13	Arnold Schönberg (1874 – 1951)
I'll be home for Christmas	Walter Kent (1911 – 1994) Arr. Michael Roth
Improvisation III	Carlo Maria Barile
Qui sedes ad dexteram patris Quoniam tu solus sanctus Cum Sancto Spiritu aus der <i>h-Moll-Messe</i>	Johann Sebastian Bach

Im zweiten Konzert der Konzertreihe erklingen diejenigen Teile der h-Moll-Messe, die Bezug zu Advent und Weihnachten haben. In erster Linie ist das natürlich das „Gloria in excelsis“. Der Beginn dieser frühkirchlichen Dichtung stammt direkt aus der Weihnachtsgeschichte nach dem Evangelisten Lukas (2,14). Nachdem der Gesang der Engel zunächst zart in den Sphären des Himmels erklingt (Jan Sandström), wird er zu uns auf die Erde gebracht (Missa de Angelis und Kanon) und mündet dort in ein festliches Lob Gottes (Bach, erster Teil).

Der zweite explizit weihnachtliche Moment der lateinischen Messe ist das „Et incarnatus est“ aus dem nizänischen Glaubensbekenntnis. Schwer zu fassen: ein einerseits dogmatisch, andererseits beinahe mystisch anmutender Text. Was ist da genau passiert? Wie wurde Gott Mensch aus Fleisch und Blut wie wir? Bach und Mozart geben in ihren Vertonungen ihre eigenen Antworten. Während bei Bach das Mystische im Vordergrund steht, schlägt Mozart in seiner Arie aus der c-Moll-Messe unschuldige, reine, kindliche Töne von unvergleichlicher Schönheit an. Professor Jörg Lauster bemerkte in seiner Predigt dazu treffend, wir wüssten zwar nicht, wo Mozart war, als er diese Arie komponierte; bestimmt sei er aber nicht auf dieser Erde gewesen.

„Et in terra pax hominibus bonae voluntatis“ – „Und (es sei) Friede auf der Erde den Menschen guten Willens.“ Dieser Teil des „Gloria“ brachte wohl schon unzählige Menschen vom Glauben ab und bringt auch uns immer wieder zum Zweifeln und Verzweifeln. Was ist aus der weihnachtlichen Friedensbotschaft der Engel geworden? Mangelt es den Menschen am guten Willen? Sind sie eines dauerhaften Friedens schlichtweg nicht fähig? Arnold Schönberg komponierte 1907 sein „Friede auf Erden“ für gemischten Chor (Text s. unten). Nachdrücklich vertonte er hier Conrad Ferdinand Meyers Hoffnung auf eine bessere und friedlichere Welt – eine Hoffnung, die Menschen immer wieder hochhalten, für die sie auf die Straße gehen und protestieren. 1923 – fünf Jahre nach Ende des ersten Weltkrieges und zu Beginn des aufkommenden Nationalsozialismus und eines sich verschärfenden Antisemitismus, der Schönberg selbst schließlich zur Auswanderung in die USA zwang – bezeichnete er das Werk in einem Brief als

„eine Illusion für gemischten Chor“. Wiederum zwanzig Jahre später verfassten Walter Kent, Buck Ram und Kim Gannon ein Weihnachtslied, das in der Hauptphase des Zweiten Weltkriegs die weihnachtliche Stimmung der amerikanischen Soldaten an der Front weit weg von Heimat und Familie reflektierte. Die Konzertfassung macht durch die zeitweilige lateinische Textunterlegung den Bezug zur biblischen Weihnachtsbotschaft noch einmal deutlich. Vielleicht können die abschließenden Worte „if only in my dreams“ für uns auch bedeuten: „Lasst uns niemals aufhören, von einer friedlicheren Welt zu träumen!“ Cum Sancto spiritu in gloria Dei Patris. Amen.

Friede auf Erden

Text: Conrad Ferdinand Meyer

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Trugen durch die niedre Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friede, Friede! auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten,
O wie viele blut'ge Thaten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zagend,
Dringlich flehend, leis verklagend:
„Friede, Friede ... auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

[...]
Friede, Friede auf der Erde!

I'll be home for Christmas

Text: Buck Ram und Kim Gannon

I'll be home for Christmas,
You can plan on me.
Please have snow
and mistletoe
and presents by the tree.

Christmas eve will find me
Where the love light gleams.
I'll be home for Christmas,
If only in my dreams.

*Zu Weihnachten werde ich zuhause sein,
rechnet fest mit mir.*

*Ich wünsche mir Schnee,
Mistelzweige
und Geschenke unter dem Baum.*

*Heiligabend wird mich überall finden,
wo das Licht der Liebe leuchtet.*

*Zu Weihnachten werde ich zuhause sein –
und sei es nur in meinen Träumen.*

Sonderkonzert am 3. März 2024

zur Lichtshow „Genesis“ von Projektil

Auszüge aus Bachs h-moll-Messe (Gloria in excelsis, Et in terra pax,
Osanna und Dona nobis pacem)

Auszüge aus dem Konzert vom 22. Oktober 2023 („Spheres“ aus der Sunrise Mass von Ola Gjeilo; „Kyrie I“ aus der Missa Papae Marcelli von G. P. da Palestrina; „Alleluia“ von Fredrik Sixten)

Orgelimprovisationen (Carlo M. Barile)

Lesungen aus Genesis 1-2,4 (Prof. Dr. Martin Wallraff)

Konzert III am 17. März 2024***Lonely Woman***

Horace Silver (1928 – 2014)

Agnus Dei / Adagio for Strings

Samuel Barber (1910 – 1981)

***Klangraum – Improvisation I
„Peccata mundi – die Irrtümer
dieser Welt“***Angela Avetisyan,
Carlo Maria Barile,
Simon Popp***Symbolum Nicenum:***Johann Sebastian Bach
(1685 – 1750)***Credo in unum Deum******Patrem omnipotentem******Et in unum Dominum******Et incarnatus est******Crucifixus******Et resurrexit******Et in Spiritum Sanctum******Confiteor******Et expecto***aus der *h-Moll-Messe BWV 232****Klangraum – Improvisation II
„Credo, confiteor, expecto –
zwischen Zweifel und Glaube“***Angela Avetisyan,
Carlo Maria Barile,
Simon Popp***Agnus Dei***aus *A Polish Requiem*Krzysztof Penderecki
(1933 – 2020)***Klangraum – Improvisation III
„Wer's glaubt, wird selig“***Angela Avetisyan,
Carlo Maria Barile,
Simon Popp***Osanna in excelsis******Benedictus***Johann Sebastian Bach
(1685 – 1750)***Osanna in excelsis******Agnus Dei******Dona nobis pacem***aus der *h-Moll-Messe BWV 232*

Im dritten und letzten Konzert stehen die Teile der h-Moll-Messe im Fokus, die mit Passion und Ostern zu tun haben: Crucifixus, Et resurrexit, Osanna, Benedictus und Agnus Dei.

Zu Beginn des Konzertes tauchen wir mit den Komponisten Horace Silver und Samuel Barber in eine der ergreifendsten Szenen der Passionsgeschichte ein: Jesus von Nazareth stirbt am Kreuz. Nach christlichem Glauben trägt er als Lamm Gottes die Sünde der ganzen Welt. Alle Irrtümer, die seit Menschengedenken begangen wurden. Für das Heil der Menschheit geht er in den Tod. Machtlos dabei zusehend: seine Mutter Maria. Nicht allein, aber einsam und ohne Trost.

Wer's glaubt, wird selig. Im Zentrum des Konzerts steht die Vertonung des *Symbolum Nicenum*, der „zweite Band“ der großen Mess-Vertonung Johann Sebastian Bachs. 1748/49, am Ende seines Lebens, komponiert Bach hier ein eigenes Universum innerhalb des Opus. Musik im alten und neuen Stil, Gregorianik und Oper, Neuauflage jugendlicher Meisterwerke und Neukompositionen im reifen Altersstil treffen hier in unerhörter musikalischer Dichte aufeinander. Eine musikalische Synthese der vergangenen Jahrhunderte, symmetrisch angeordnet um das Crucifixus – das Kreuz als Zentrum. Pendereckis Agnus Dei ist wohl das berühmteste Stück aus seinem Polnischen Requiem. Anstatt „Dona nobis pacem“ heißt es hier deshalb „Dona eis requiem sempiternam“: Gib den Seelen (der Verstorbenen) für immer Ruhe. Dieses Bild, das sich menschliche Seelen im Purgatorium weiter quälen und geläutert werden, bevor sie endlich Ruhe finden können, ist größtenteils überholt. Vielleicht dachte Penderecki bei seiner Vertonung hier aber auch an die vielen Fegefeuer auf dieser Welt und bringt sie klagend vor den Schöpfer. Hatte der mit Jesus Christus nicht eine bessere Welt in Aussicht gestellt?

Zurück zu diesem Jesus von Nazareth, der im letzten Teil des Konzerts und der Bachschen h-Moll-Messe noch einmal in den Blickpunkt rückt: „Osanna“ und „Benedictus“ sind die Jubelrufe der Menschen am Palmsonntag, mit denen sie Jesus willkommen heißen. Ein paar Tage später fordern sie erfolgreich dessen Tod. Kreuzige ihn! Seltsam orientierungslos, wir Menschen... Dona nobis pacem!

**Formula missae, oder: Das tausend-
jährige Schloss. Die lateinische Mes-
se vor, bei und nach Luther**

Prof. Dr. Martin Wallraff
Montag, 16.10.23

„Die Liturgie der Messe ist [...] ein recht kompliziertes Gebilde geworden, in dessen Einzelheiten sich nicht jeder sofort zurechtfindet. Sie ist vergleichbar einem alten, tausendjährigen Schloß, das mit seinen krummen Gängen und schmalen Treppen, mit seinen hohen Türmen und weiten Sälen den, der es betritt, zunächst fremdartig anmutet.“ Diese Sätze stehen am Beginn eines monumentalen Werkes der Liturgiewissenschaft, nämlich dem zweibändigen „Missarum Sollemnia“ von Josef Andreas Jungmann. Es lohnt sich noch ein wenig weiter dort zu lesen. Zunächst, weiter über das tausendjährige Schloss: „Man wohnt bequemer in einer modernen Villa. Aber es liegt etwas Adeliges in dem alten Bau.“ Die Konsequenz, die er daraus zieht, mag banal wirken; selbstverständlich war sie gleichwohl nicht, als Jungmann das 1948 schrieb: „In der Meßliturgie [kann] erst *geschichtliche Betrachtung*, der Nachvollzug der über viele Jahrhunderte gehenden Genesis, ein genaueres Verständnis möglich machen.“ [alles S. 2, Hervorhebung vom Autor] Jungmann bietet laut Untertitel in seinem Werk eine „gene-tische Erklärung der römischen Messe“, also eine Erklärung, die Ver-ständnis sucht über das historische Gewordensein, über die komplexe und zerklüftete Entstehungsgeschichte.

Derart historisch zu arbeiten, war im Katholizismus in den 1930er und 40er Jahren keineswegs selbstverständlich, denn es setzt ja die Einsicht voraus, dass die Dinge nicht „immer schon“ so waren, nicht „vom Himmel gefallen“ sind, nicht Teil der unverrücklichen göttlichen Ordnung sind. Diese Einsicht fällt uns Protestanten einerseits leichter, weil uns Liturgie weniger als ein distantes, heiliges, transzendentes Gebilde gegenübertritt und weil wir schon früher mit dem historischen Denken unseren Frieden geschlossen haben. Andererseits sollten auch wir uns nicht allzu sehr aufs hohe Ross des Intellektuellen setzen, denn auch bei uns gilt: Wer Gottesdienste

besucht, wer Gottesdienste gestaltet, bekommt bald ein Gespür für das Nicht-Verfügbare, für das über Olaf Stegmann oder Martin Wallraff Hinausgehende, für das Vorgegebene und Vorfindliche, ja vielleicht sogar: für das Transzendente. Es ist nicht einfach eine Show, gestaltet von uns für uns, sondern es ist ein Einwohnen in Sinnzusammenhänge, die uns überschreiten. Es ist der Eintritt in das tausendjährige Schloss.

Generationen haben daran gebaut, und gewiss ist nicht alles perfekt gelungen, aber allzu störende und stoßende Ecken und Kanten haben sich abgeschliffen. Wir können darauf trauen, dass man es begehen und bewohnen kann. Neubauten sind praktischer, können aber auch mehr Risiken bergen. Ist es also alles Menschenwerk? Ja, es ist Menschenwerk, aber es ist doch der Versuch von Generationen, Gott zu suchen, Gott zu verehren, und es drückt das Vertrauen aus, dass Gott sich finden lässt, dass Gott sich so verehren lässt, dass Gott sich darin schenkt. Das schöne, von Luther geprägte Wort „Gottesdienst“ drückt das ja beides aus: Menschen dienen Gott, aber es ist auch Gottes Dienst für uns.

Ich möchte in diesem Vortrag einen historischen, wie Jungmann das nennt: einen „genetischen“ Zugang zur Messe versuchen. Aber ich möchte klar sagen: Es gibt auch andere Zugänge, und diese sind nicht weniger legitim. Wenn ich mit meinem achtjährigen Sohn ein buchstäbliches tausendjähriges Schloss besuche, merke ich: Der Bau hat eine Wirkung auf ihn, die nicht davon abhängt, dass ihm der Vater erklärt: Dieses Teil stammt aus dem 13. Jahrhundert, und dies hier ist ein wichtiges Zeugnis der Renaissance-Kunst, und die Zinnen sind überhaupt erst im 19. Jahrhundert zugefügt. Im Gegenteil können solche gut gemeinten väterlichen Erklärungen die Lust an dem Gebäude nehmen, das so anders ist als die vertraute Wohnung daheim.

Oder, dasselbe noch einmal anders gesagt in Bezug auf Musik: Natürlich kann man in Bachs Musik verstehend eindringen, indem man historische Vorlagen analysiert und die Aufführungs- und Wirkungsgeschichte studiert. Das ist sinnvoll und fruchtbar, und es erschließt Sinnebenen, die man ohne Studium nicht versteht. Aber jeder wird sofort akzeptieren, dass es auch einen spontanen, unmittelbaren Zugang zu Bachs Musik gibt – eine

Wirkung, der sich niemand entziehen kann, selbst wenn er rein zufällig in ein Konzert oder einen Gottesdienst hineingeschnitten ist.

Dieser etwas ausführliche Einstieg war nötig, um zu sagen: Die Gottesdienste, die Predigten, die Konzerte in unserer Reihe „Missa est“ haben ihren Sinn und ihren Wert in sich. Sie hängen nicht an historischen Erklärungen. Aber mit solchen Erklärungen gewinnen sie an Schärfentiefe, vielleicht auch an Freude und Schönheit. Und, letzte Vorbemerkung: Wer solche Erklärungen versucht, sollte sich von vornherein von der Vorstellung freimachen, dass da alles „auf eine Formel“ zu bringen ist, dass das historisch Gewordene einen großen göttlichen Plan aufdeckt, den man nur hervorzubringen muss.

Tatsächlich wäre das ein Missverständnis des Haupttitels: Wenn da von „Formula missae“ die Rede ist, wenn da die Lutherschrift dieses Titels zitiert wird, dann ist der Sinn gewiss nicht, dass es eine Art mathematische Geheimformel gibt, im Sinn von: die Messe „auf eine Formel bringen“, und Luther hat es auch nicht so gemeint. Seine Schrift ist 1523 erschienen, also vor genau 500 Jahren, und ich werde darauf noch zurückkommen.

Wenn es die eine Formel nicht gibt und geben kann, dann sind verschiedene Zugänge möglich. Ich möchte einen Zugang versuchen, der zwei Dinge vereint, die auf den ersten Blick nicht vereinbar scheinen, nämlich die Hauptstücke der Messe erklären und zugleich durch die Geschichte von den Anfängen bis heute gehen. Dagegen spricht die schlichte Beobachtung, dass in der Messe die Stücke nicht nach ihrem Alter angeordnet sind. Gleichwohl kann man an jedem Stück jede Phase erklären, und, wie sich gleich zeigen wird, am ersten Stück, am Kyrie, sogar besonders gut die frühen Phasen.

Ich danke Michael Roth, dass er den Vortrag durch die gesungene *Missa de Angelis* bereichert, also eine spätmittelalterliche gregorianische Vertonung. Die – allgemein bekannten – Texte mit Übersetzung sind zum Verständnis des Folgenden nützlich (s. Textsammlung am Ende des Vortragstextes). Dies gilt auch für den Besuch von Gottesdiensten und Konzerten.

1. Kyrie: Die griechische Wurzel

Es ist eine besondere Ironie der Geschichte, dass die lateinische Messe griechisch beginnt. Die ersten Worte bzw. eigentlich das ganze erste Stück ist griechisch; es hat mit Latein nichts zu tun. Dieses Stück besteht insgesamt nur aus sechs Worten (bzw. nur drei *verschiedenen* Worten) – mit denen allerdings Bach über 20 Minuten bestreiten wird. Davon allein mehr als die Hälfte mit dem initialen „Kyrie eleison“.

Über die Bedeutung dieser sechs Worte muss man nicht lang rätseln. In unserer lutherischen Liturgie bieten wir jeden Sonntag einen Übersetzungsservice, wenn nämlich der Pfarrer singt „Kyrie eleison“ und die Gemeinde dann übersetzt: „Herr, erbarme dich“. Doch warum dieses griechische Versatzstück in der lateinischen Messe? Das Kyrie weist auf uralte Zeiten zurück. Die Formulierung ist „fossilisiert“ in einer Zeit, in der das Christentum noch griechisch sprach, und zwar das ganze Christentum, auch im lateinischen Westen. Paulus hat sich ja bekanntlich auf griechisch an die Gemeinde in Rom gewandt. Ganz so alt ist unser „Kyrie“ vermutlich nicht, oder jedenfalls: Es ist nicht so früh in gottesdienstlichen Zusammenhängen belegt. Sehr wohl begegnen solche Formulierungen bereits in den Evangelien, wenn etwa zwei Blinde in Jericho Jesus anrufen: „Herr, du Sohn Davids, erbarme dich unser.“ (ἐλέησον ἡμᾶς, κύριε, υἱὸς Δαυίδ, Mt 20,31) Das ist offensichtlich eine Einzelsituation, nicht auf liturgische Wiederholung angelegt. Die Gerinnung in eine feste, stets genau so wiederholte Formel muss irgendwann zwischen der Zeit des Neuen Testaments und der Zeit der etablierten Reichskirche im vierten Jahrhundert stattgefunden haben. Denn dort finden wir dann im Zusammenhang eines Fürbittengebets im Wortgottesdienst die Anweisung: „Auf jede [Bitte], die der Diakon vorträgt, soll das Volk antworten: Kyrie eleison, und zwar besonders die Kinder.“ (Const. Ap. 8,6)

Das ist die Situation in orthodoxen Gottesdiensten bis heute. In einem litaneyartigen Fürbittengebet, der so genannten Ektenie, werden immer neue Anliegen vom Diakon vorgetragen auf die der Chor jeweils antwortet: Kyrie eleison. (Oder im slawischen Bereich: *Gospodi pomiluj*, Господи помилуй – interessant, dass man das dort übersetzt hat, während die Lateiner am

griechischen Kyrie eleison festhielten, die Kopten, Syrer, Äthiopier übrigens ebenso.) Es ist verständlich, dass sich dieser Refrain durch die nicht enden wollende Wiederholung tief in die Herzen und Hirne der Gläubigen eingegraben hat – und zwar *genau so*, nicht nur der Inhalt, sondern auch die Worte, die Sprachgestalt.

Man kennt ja auch sonst das Phänomen, dass markante Response, die sich ständig wiederholen, in archaischer Gestalt „fossilisieren“, sogar auf hebräisch, also wohl noch älter als das Griechische. Das „Amen“, das „Halleluja“, das „Hosanna“ sind Beispiele.

Die ältesten erhaltenen Handschrift mit der göttlichen Liturgie der byzantinischen Tradition stammen aus dem achten Jahrhundert, und das Gebet mit dem Kyrie hat sich in der orthodoxen Liturgie, wie gesagt, so gehalten bis heute. Ob es im Westen diese Fürbittlitanei je gab, ist unsicher. Vielmehr erscheint hier die Fürbitte für ein konkretes Anliegen eingedampft, abstrahiert auf das Gebet als solches, das Gebet an sich. Das Kyrie zu Beginn der Messe drückt eine Haltung aus, nicht ein Anliegen. In der Sprache der Markusgemeinde könnte man sagen: „Der Mensch vor Gott“. Und es erscheint zusätzlich „theologisiert“, denn der dreimalige (oder neunmalige) Ruf Kyrie eleison, Christe eleison, Kyrie eleison hat offensichtlich trinitarische Hintergründe, also ein Gebet gerichtet an Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist.

Es gibt eine Diskussion darüber, ob das Kyrie mit dem Sündenbekenntnis, dem Confiteor, zu kombinieren ist und die Gnadenzusage mit dem Gloria. Ich will hier keine Argumente für oder gegen diese Möglichkeit bringen, sondern nur darauf hinweisen, dass unser Evangelisches Gottesdienstbuch das zulässt, ebenso das jetzt gültige katholische Messbuch (nach meiner Wahrnehmung ist es dort sogar zum Regelfall geworden). Statt darüber zu diskutieren, hören wir das Gloria.

2. Gloria: Der Weg in den Westen

In gloria Dei patris. Amen. In der Herrlichkeit Gottes des Vaters. Oder sollten wir sagen: zur Ehre Gottes, des Vaters? So endet das Gloria, dieser große Lobgesang am Ende des Eingangsteils der Messe, und Sie merken

schon an der Unsicherheit bei der Übersetzung, dass das „Gloria“, also die lateinische Vokabel, im Deutschen nicht leicht wiederzugeben ist. „Ruhm“, „Herrlichkeit“, „Ehre“ – das sind alles Optionen, von denen keine ganz richtig, aber auch keine ganz falsch ist. Die deutsche Sprache hat kein gutes Äquivalent zu „Gloria“, aber vor allem hat sie kein Äquivalent zum Changieren zwischen Indikativ und Optativ in der Grundaussage: Gloria in excelsis Deo. So lautet das „Carmen angelicum“, also der Lobgesang der Engel in der Weihnachtsgeschichte (Lk 2,14). Wir übersetzen meist: „Ehre sei Gott in der Höhe“, aber ein Verb steht da nicht, und ob es ein Wunsch ist oder eine Realität, bleibt im Grunde offen, ob also Gott Ehre erwiesen wird oder ob Herrlichkeit zu seinen Eigenschaften gehört.

Während das Kyrie eine Art Urgestein christlicher Liturgie auf der „atomaren“ Ebene ist, stehen wir hier vor einem großen Stück früher christlicher Dichtung. Es handelt sich um einen Text, der zweifellos von einer Person zu einer bestimmten Zeit so gedichtet worden ist, und zwar möglicherweise durchaus von Anfang an im Blick auf den Gottesdienst, also zur liturgischen Verwendung. Dafür spricht jedenfalls die wiederholte Verwendung der ersten Person Plural: „Wir loben dich, wir preisen dich, wir beten dich an“ etc. Nur: wer das war, wo und wann er (oder sie) gedichtet hat – das wissen wir nicht.

Sehr wohl wissen wir aber, dass diese Person griechisch gedacht und gedichtet hat. Der lateinische Text ist eine Übersetzung, aber anders als beim Kyrie führt die griechische Vorlage hier nicht auf gemeinsame liturgische Wurzeln, sondern auf je unabhängige Übernahmen. Dafür spricht die ganz unterschiedliche Funktion im Gottesdienst. Der Text ist im Westen wie im Osten fest verankert in der Liturgie, aber im Osten gehört er in die Tagzeitenliturgie, im speziellen zum regelmäßigen Morgengebet, während er im Westen in die Messe integriert wurde. Er *wurde* integriert, will sagen: dafür ist der Hymnus gewiss nicht von Anfang an gedacht und gemacht. Das Morgengebet könnte schon eher der originale Verwendungszweck sein, denn bereits im ältesten handschriftlichen Zeugen, dem Codex Ale-

xandrinus aus dem fünften Jahrhundert, finden wir dieses Loblied überschrieben mit „Morgenhymnus“ (auch wenn der Text selbst keinen Bezug auf eine Tageszeit enthält).

Es ist vermutlich realistisch, die Entstehung im vierten Jahrhundert anzusetzen, und es mag wohl sein, dass der Text sehr bald auch ins Lateinische übertragen wurde. Man hat dafür an den Kirchenvater Hilarius von Poitiers gedacht, aber das ist nicht mehr als eine Möglichkeit. Es ist interessant, dass sich die Erinnerung an die griechischen Ursprünge noch lange gehalten hat. Noch im 10. Jahrhundert hat der Schreiber der St. Galler Handschrift 381 eine zweisprachige Version gegeben, das „Carmen angelicum grece et latine“, nämlich die erste Zeile schwarz griechisch, dann die zweite Zeile rot lateinisch und so weiter immer abwechselnd. Besonders ist zu beachten, dass der griechische Text gar nicht mit griechischen Buchstaben wiedergegeben wird (die konnte zu diesem Zeitpunkt in St. Gallen vermutlich niemand mehr), sondern mit lateinischen Lettern. Wir lesen dort also „Doxa en ipsistis theō“ und lernen nebenbei, wie man griechisch damals ausgesprochen hat, nämlich wie heute in Griechenland, und nicht wie bei uns an der Schule und an der Uni: „Doxa en hypsistois theō“.

Wirklich bekannt ist die Handschrift aber hauptsächlich wegen der Neumen zwischen den Zeilen, wörtlich der „Winke“, also den stenogrammartigen Zeichen, die Auskunft über die musikalische Gestaltung geben. Das Gloria ist ausweislich der Handschrift nicht nur fester Teil der Messliturgie geworden, sondern es wird in einer spezifischen Weise gesungen. Wir sprechen heute vom „gregorianischen Choral“, unter Bezug auf Papst Gregor den Großen (um 600), auch wenn wir nicht wissen, ob Gregor bereits so gesungen hat. Was wir gerade gehört haben (und noch weiter hören werden), war die „Missa de angelis“, die seit dem späten Mittelalter so überliefert ist, und zwar dann nicht mehr mit Neumen, sondern in einer vierzeiligen Notation, die für Gregorianik bis heute verwendet wird.

3. Credo: Summa theologica

Das Credo muss man nicht zur Gänze hören, denn es ist ja im Grunde unsingbar. Es ist ein trockener Text theoretischer Theologie, unpoetischer geht es kaum. Es gehört auch nicht wirklich ursprünglich zur Messe. In der Missa de angelis gibt es kein Credo, im übrigen auch nicht in den anderen Messen des Graduale. Es ist erst später hinzugekommen, und dass es überhaupt heute als Teil des Mess-Ordinariums gilt, ist fast eine Art Betriebsunfall der Kirchengeschichte. Ich weiß, das wird jeden musikalischen Menschen enttäuschen, denn es gilt, was der bereits zitierte Josef Andreas Jungmann geschrieben hat, nämlich dass dieses Stück „an Dauer wie an musikalischer Glanzentfaltung meist sogar alle anderen Abschnitte der Meßfeier übertrifft“ (591) Das ist übrigens auch in Bachs h-Moll-Messe so, wo allein das Credo mehr als 30 Minuten dauert. Jedoch konstatiert Jungmann einen merkwürdigen Kontrast: „Den gewaltigen Werken der Tonkunst großer Meister bietet der Text des Credo bei aller Wucht des Inhalts doch nur eine nüchterne, von Poesie kaum berührte Unterlage dar.“

Das ist nicht erstaunlich, denn es ist beileibe kein liturgischer Text, er will nicht gesungen werden. Es ist eine ganz andere Gattung. Wie das Gloria ist das Credo aus dem Griechischen übersetzt. Wie das Gloria ist es ein altehrwürdiger Text, ähnlich zu datieren, nämlich auf das vierte Jahrhundert. Aber Tonalität und Abfassungsentention sind total verschieden. Man sieht das schon am Sprachduktus. Es ist in der ersten Person Singular gehalten („ich glaube“, nicht „wir loben dich“), also ein persönliches Bekenntnis, kein Gemeindebekenntnis, und es spricht *über* Gott, nicht *zu* Gott („ich glaube an den einen Gott“, nicht: „ich glaube an dich“).

Über Gott sprechen: das ist Theologie. Und genau so ist es. Dieser Text ist aus erbitterter theologischer Auseinandersetzung erwachsen, er enthält fein ziselierte Kompromissformeln, verhandelt in bedeutenden Konzilien (nämlich in Nizäa 325 und Konstantinopel 381, daher der zungenbrecherische Name: Nicaenoconstantinopolitanum). Man könnte darüber eine dogmenhistorische Vorlesung halten, und ich habe das auch schon getan, aber das ist nicht das Thema heute Abend. Für heute halten wir fest: Der Text

gehört in den Bereich Dogmatik und Bekenntnis, nicht in den Bereich Hymnus und Liturgie.

Für die Theologinnen und Theologen unter uns formuliere ich es so: Haben Sie jemals daran gedacht, das Augsburger Bekenntnis oder die Barmer theologische Erklärung zu singen? Das haben Sie vermutlich nicht, und das ist gut so. Den Barmen-Rap möchte ich mir lieber nicht ausmalen. Es sind großartige Texte, aber nicht zum Singen gemacht.

Dass das Credo zum Teil des Gottesdienstes wurde, hängt mit einer generellen „Theologisierung“ der Messe im Mittelalter zusammen. Es geht gar nicht darum, dass die speziellen Inhalte dieses spätantiken Textes strittig waren oder wurden, sondern es hat mit der Konzentration an Sinnebenen bei der Messe zu tun und mit der Tendenz, daraus eine Art alles umfassende „Zentralfeier“ des christlichen Glaubens zu machen. Nur in Klammern sei bemerkt, dass nicht zuletzt dadurch eine alte Kontroversfrage im Verhältnis zu den Christen des Ostens wieder stärker in den Fokus trat, nämlich das „filioque“, ein westlicher Zusatz zum Text, dem zufolge der Heilige Geist vom Vater *und vom Sohn* ausgeht.

Diese dogmatische Streitfrage hätte man den großen und geduldigen Archiven der theologischen Gelehrsamkeit überlassen können. Aber in dem Moment, wo Sonntag für Sonntag die ganze Gemeinde das Bekenntnis spricht oder singt, wird der Punkt immer wieder hervorgeholt und eingehämmert. Eine Lösung für diesen ökumenischen Stein des Anstoßes ist bis heute nicht in Sicht.

Der ganze lange Text ist übrigens fast nur ein Satz. Das allermeiste hängt grammatisch vom anfänglichen „Credo“ ab. Erst ganz am Schluss setzt der Text noch einmal mit einem neuen Hauptsatz ein: „Confiteor...“ Ich bekenne die eine Taufe. Bei diesen beiden Hauptverben hat Bach bei seiner h-Moll-Messe auf die gregorianische Vertonung zurückgegriffen, die wir gerade schon gehört haben. Wir setzen noch einmal ein und hören auch diese Schlusspassage mit dem Confiteor.

Man kann sich natürlich fragen, ob dieses breit angelegte dogmatische Bekenntnis heute überhaupt noch etwas zu suchen hat im Gottesdienst. Ich bin mehr als einmal gefragt worden (und zwar nicht nur von Konfirmanden),

ob man das wirklich alles glauben muss, um „dabei zu sein“. Man kann das gewiss diskutieren, und man darf dabei wissen, dass Christen für mehr als 1000 Jahre ein solches Bekenntnis nicht in jedem Gottesdienst verlangt haben (sehr wohl bei der Taufe). Man sollte aber auch wissen, dass die Reformatoren das im buchstäblichen Sinne „Konfessionelle“, also das Bekenntnishafte sehr geschätzt haben, und so ist das Credo geblieben. „Dass man gewohnt ist, das Nizänische Glaubensbekenntnis zu singen, missfällt uns keineswegs“ – so Luther in der Formula missae (Herbst 30).

Ihnen, den Reformatoren, wollen wir uns jetzt zuwenden, wenn wir mit Siebenmeilenstiefeln weitergehen durch die Geschichte und durch die Hauptstücke der Messe.

4. Sanctus/Benedictus: Messe und (kein) Opfer

Auch über das Sanctus und das damit verbundene Benedictus könnte man allerhand sagen im Blick auf die biblischen Wurzeln und die antike „Liturgisierung“. Man könnte an das Dreimal Heilig aus Jesaja 6 erinnern und an den Hosanna-Ruf des Volkes beim Einzug Jesu in Jerusalem am Palmsonntag (Mt 21,9). Man könnte auch hier die Verbindungen zu den Liturgien des Ostens betonen und an deren Trishagion erinnern.

Alles das möchte ich aber jetzt zurückstellen und, wie angekündigt, über die Reformatoren sprechen, insbesondere Martin Luther. Und zwar nicht weil das Sanctus speziell Anstoß oder Beifall erregte, sondern weil wir hier den zweiten Teil der Messe erreichen, wie man im katholischen Bereich früher sagte: die „Hauptmesse“ (während der Wortgottesdienst nur „Vormesse“ war), also die Abendmahlsfeier. Mit Luthers Worten: Es „folgt der ganze Greuel, dem alles dienen hat müssen, was in der Messe vorangegangen ist. ... Von [hier] an klingt und stinkt alles nach Opfer, ... und sind darunter die heiligsten Worte des Lebens und Heils“ (Üs. Speratus, Herbst 43).

Das Zitat entstammt der Schrift „Formula missae“, die genau vor 500 Jahren erschienen ist, also 1523. Das sind sechs Jahre nach dem Symboldatum 1517, mit dem wir den Beginn der Reformation verbinden. Sechs Jahre sind keine lange Zeit – sie waren es aber im damaligen Lauf der Ereignisse, die im Rückblick wirken wie im Zeitraffer. Damit will ich sagen: Fragen des

Gottesdienstes gehören nicht zu den Auslösern des damaligen Streites. Sie standen zu Beginn nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit, und so erklärt sich, dass Luther – bei aller Polemik – keinesfalls das Kind mit dem Bade ausschütten will. Im Gegenteil: Seine Gottesdienstschriften von 1523 sollen eher zum Mäßigung raten. Gleich zu Beginn hält Luther fest, dass es „nicht sei, noch je gewesen unseres Gemüts, allen äußerlichen Gottesdienst abzutun, sondern den, der bisher im Brauch ist, aber mit vielen Zusätzen verderbt, wieder zu fegen und anzeigen, welches doch der rechte christliche Brauch ist“ (Herbst 39). Luther akzeptiert und übernimmt also die lateinische Messe in ihrer Grundform, möchte sie aber reinigen und reformieren. Bedarf dafür besteht hauptsächlich im Abendmahlsteil.

Der theologische Knackpunkt war die Lehre vom Messopfer, genauer gesagt: die im Mittelalter immer stärker in den Vordergrund tretende Vorstellung, dass die Messe eine Art unblutige Wiederholung des Opfers Christi am Kreuz sei. Diese Vorstellung störte Luther hauptsächlich im Canon missae, also dem großen Gebetskomplex nach dem Sanctus und vor dem Agnus Dei, in den die Einsetzungsworte eingebettet waren. Wenn man allerdings dieses Gebet (den Canon Romanus) aus heutiger Sicht unvoreingenommen liest, muss man sagen: Die anstößige Gestalt des Opfergedankens steckt weniger im Gebetstext als in der damals geläufigen Deutung. Diese Beobachtung ist für heutige ökumenische Zusammenhänge relevant, nicht unbedingt für das Verständnis der gesungenen Stücke des Mess-Ordinariums. Denn es ist evident, dass Luther gegen das Sanctus nichts hatte – nicht zuletzt deshalb nicht, weil die Worte praktisch direkt der Bibel entnommen sind. In der deutschen Messe von 1526 bot er sogar eine eigene Sanctus-Paraphrase, die noch zu meiner Konfirmandenzeit im Gesangbuch stand (aber wohl auch damals schon selten gesungen wurde: „Jesaja dem Propheten das geschah“ EKG 135, EG ---). Wir haben sie in St. Markus gehört beim Auftaktgottesdienst zu unserer Reihe „Missa est“ am 24. September, wo das Abendmahl ganz nach dem Vorschlag in Luthers deutscher Messe gestaltet war.

Wenn Bach später seine Messe „1.0“, also die erste Version, die zur Auf-
führung im lutherischen Kontext bestimmt war, als Messe ohne Sanctus

und Agnus Dei konzipiert hat, dann liegt das nicht daran, dass diese beiden letzten Stücke der Messe in Kontrast standen zum lutherischen Bekenntnis. Sondern es liegt daran, dass bis zum 18. Jahrhundert die Abendmahls-häufigkeit insgesamt stark zurückgegangen war. Man brauchte also diese Stücke praktisch nicht. Bach ist auch das Stichwort für meinen letzten Teil, den ich provisorisch überschrieben habe „Das Ende der Messe“.

5. *Agnus Dei: Das Ende der Messe (missa concertata)*

Dona nobis pacem. Gib uns Frieden. Mit diesen Worten endet die Messe, genauer: das letzte Stück des Ordinariums. Luther hat in seiner Formula missae den Vorschlag gemacht, während des Gesangs das heilige Abendmahl auszuteilen. Er hat hier also an der inhärenten Opfer-Thematik keinen Anstoß genommen. Denn die Rede vom Lamm Gottes schließt notwendig die Idee des Opferlammes ein. An Pesach aßen die Israeliten ein Lamm, das Passahlamm, das eigens für diesen Zweck geopfert worden war. Der unmittelbare neutestamentliche Haftpunkt ist der Satz Johannes des Täufers, der Jesus auf sich zukommen sieht und sagt: „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt!“ (Joh 1,29) Tatsächlich hat Luther nicht dieser biblische Hintergrund gestört, also nicht die Vorstellung von Christus als Opferlamm, auch nicht der Bezug dieser Vorstellung auf das Abendmahl, sondern die kultische Wiederholung des Opfers am Kreuz durch den Priester.

Ich will das an dieser Stelle nicht vertiefen, sondern zum Schluss noch etwas auf den musikalischen Aspekt eingehen. Für Luther war es offenbar normal, dass das Agnus Dei *gesungen* wird – vermutlich zunächst in gregorianischer Tradition. Er hat dann bald danach eine eigene Melodie dazu geschrieben: Wir kennen sie alle, weil sie bis heute die meist benutzte in unseren Gottesdiensten ist (EG 190.2). Diese Melodie hält sich ebenfalls noch ganz im Rahmen der gregorianischen Musiktradition.

Für die folgende Entwicklung ist zu beachten, dass – eher zufällig – die Ausbreitung der Reformation und die Entstehung der Polyphonie etwa gleichzeitig stattfanden. Ich sollte mich vielleicht genauer ausdrücken: Es geht um die Konfessionalisierung der kirchlichen Landschaft einerseits und

um das Eindringen mehrstimmiger Musik in den christlichen Gottesdienst andererseits. In diesem Klima und in diesem Rahmen entstand die komponierte Messe als Kunstform, also als musikalische Inszenierung eines Gottesdiensttyps. Hier in München kann man nicht anders, als Orlando di Lasso als Meister dieser Kunstform zu erwähnen. Von ihm sind unzählige Messen erhalten, alle entstanden im Klima der katholischen Reform am Hof der Wittelsbacher. Es ging darum, die Pracht, die Schönheit und die Bedeutungstiefe der traditionellen Liturgie neu zum Leuchten zu bringen, und zwar auch und gerade im Gegenüber zum als defizient empfundenen Protestantismus.

Auf dem Hintergrund dieser blühenden Hügellandschaft erhebt sich nun der 4000er der h-Moll-Messe von Johann Sebastian Bach. Man muss nicht so weit gehen wie der Entdecker des Werkes vor etwa 200 Jahren [Hans Georg Nägeli], der rundheraus vom „größten musikalischen Kunstwerk aller Zeiten und Völker sprach“ (drunter tat er's nicht). Auch ohne diese Superlative bleibt das Werk singulär und in mancher Hinsicht rätselhaft. Wozu ist eine lutherische komponierte Messe gut, bei der allein die Musik mehr als zweieinhalb Stunden dauert? Eine Messe, die der Komponist wahrscheinlich nie selbst in Gänze gehört hat?

Es gibt eine ausgeweitete Diskussion über die Frage, warum und zu welchem Zweck Bach die h-Moll-Messe überhaupt geschrieben hat. Es ist ja in jedem Fall ein exceptionelles Werk in mehrfacher Hinsicht, allein durch die monumentalen Dimensionen, dann auch durch das Ungewohnte der Gattung im lutherischen Lager sowie schließlich durch das Fehlen eines plausiblen Anlasses oder einer primären Aufführungssituation. Ich habe zu dieser Diskussion keine erhellenden eigenen Einsichten zuzufügen. Das Interessante an der Diskussion ist einfach, dass es sie gibt. Also: dass das Werk so rätselhaft gleichsam „in der Luft hängt“, dass die Quellenlage hinreichend schlecht ist, um eindeutige Antworten nicht geben zu können, und dass die Fragen sich so spontan stellen und so offensichtlich eine Faszination ausüben. Die Diskussion wird daher nicht in absehbarer Zeit zu einem Ende kommen.

Hier nur ein Gedanke zum Abschluss, eben zum „Ende der Messe“: Bach generell und diese Messe im besonderen stehen am Ende der eigentlich „liturgischen“ Musik und am Anfang einer konzertanten Tradition geistlicher Musik im Christentum. Musik *im* Gottesdienst und Musik *als* Gottesdienst.

Kann es sein, dass Bach die h-Moll-Messe gegen Ende seines Lebens geschrieben hat *um ihrer selbst willen*? Dass er die lutherische „Rumpfmesse“ (bestehend aus Kyrie und Gloria) zur katholischen „Vollmesse“ erweitert hat – nicht zu irgend einem konkreten Zweck, sondern als Hommage an die Messe schlechthin? Nicht als katholisierende Tendenz im konfessionellen Sinn, sondern als katholisches Kunstwerk im wörtlichen Sinn, nämlich als allumfassende Form? Kann es sein, dass er mit diesem schlechthin universalen Gebet die Messe an ihr Ende gebracht hat, ohne es zu wissen und zu wollen?

1. Kyrie

Kyrie eleison.

Christe eleison.

Kyrie eleison.

Herr, erbarme dich.

Christus, erbarme dich.

Herr, erbarme dich.

2. Gloria

Gloria in excelsis Deo, et in terra pax
hominibus bonae voluntatis.

Laudamus te, benedicimus te,
adoramus te, glorificamus te.

Gratias agimus tibi propter magnam gloriam
tuam.

Domine Deus, rex coelestis,
Deus pater omnipotens.

Domine fili unigenite, Jesu Christe, *altissime*.

Domine Deus, agnus Dei, filius patris.

Qui tollis peccata mundi,
miserere nobis.

Qui tollis peccata mundi,
suscipe deprecationem nostram.

Qui sedes ad dexteram patris, miserere
nobis.

Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden
Friede den Menschen guten Willens.

Wir loben dich, wir preisen dich,
wir beten dich an, wir verherrlichen dich.

Dank sagen wir dir wegen deiner großen
Herrlichkeit.

Herr Gott, himmlischer König,
Gott, allmächtiger Vater.

Herr, eingeborener Sohn, Jesus Christus,
Höchster.

Herr Gott, Lamm Gottes, Sohn des Vaters.

Der du wegnimmst die Sünden der Welt,
erbarme dich unser.

Der du wegnimmst die Sünden der Welt,
nimm an unser Flehen.

Der du sitztest zur Rechten des Vaters,
erbarme dich unser.

Quoniam tu solus sanctus, tu solus dominus,
tu solus altissimus, Jesu Christe.
Cum sancto spiritu in gloria Dei patris. Amen.

Denn du allein bist der Heilige, du allein der
Herr, du allein der Höchste, Jesus Christus.
Mit dem Heiligen Geist in der Herrlichkeit
Gottes des Vaters. Amen.

3. Credo (Textbeginn)

Credo in unum Deum,
patrem omnipotentem,
factorem coeli et terrae,
visibilium omnium et invisibilium.
Et in unum dominum Iesum Christum,
filium Dei unigenitum,
et ex Patre natum ante omnia saecula.
Deum de Deo, lumen de lumine,
Deum verum de Deo vero,
genitum, non factum,
consubstantialem patri,
per quem omnia facta sunt,
qui propter nos homines et propter nostram
salutem descendit de coelis.
Et incarnatus est
de Spiritu Sancto ex Mariae Virgine,
et homo factus est. [...]

Ich glaube an einen Gott,
den allmächtigen Vater,
Schöpfer des Himmels und der Erde,
aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge.
Und an den einen Herrn Jesus Christus,
Gottes eingeborenen Sohn,
aus dem Vater geboren vor aller Zeit.
Gott von Gott, Licht vom Licht,
wahrer Gott vom wahren Gott,
gezeugt, nicht geschaffen,
eines Wesens mit dem Vater,
durch den alles geschaffen ist.
Er ist für uns Menschen und um unseres
Heiles Willen vom Himmel herabgestiegen.
Und er hat Fleisch angenommen
durch den Heiligen Geist aus der Jungfrau
Maria und ist Mensch geworden. [...]

4. Sanctus / Benedictus

Sanctus, sanctus, sanctus
Dominus Deus Sabaoth.
Pleni sunt coeli et terra
gloria tua.
Osanna in excelsis.
Benedictus qui venit in nomine Domini.
Osanna in excelsis.

Heilig, heilig, heilig,
Herr, Gott Sabaoth.
Voll sind Himmel und Erde
von deiner Herrlichkeit.
Hosanna in der Höhe.
Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn.
Hosanna in der Höhe.

5. Agnus Dei

Agnus Dei, qui tollis peccata mundi,
miserere nobis.
Agnus Dei, qui tollis peccata mundi,
miserere nobis.
Agnus Dei, qui tollis peccata mundi,
dona nobis pacem.

Lamm Gottes, das du wegnimmst die Sünden
der Welt, erbarme dich unser.
Lamm Gottes, das du wegnimmst die Sünden
der Welt, erbarme dich unser.
Lamm Gottes, das du wegnimmst die Sünden
der Welt, gib uns den Frieden.

Die Predigten hielten:

Reiner Anselm, geb. 1965, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Ethik) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Martin Wallraff, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Kirchengeschichte (Geschichte des älteren und weltweiten Christentums) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät, evangelischer Universitätsprediger der Ludwig-Maximilians-Universität.

Jörg Lauster, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Dogmatik, Religionsphilosophie und Ökumene) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Friedhelm Hartenstein, geb. 1960, Dr. theol., Professor für Altes Testament (Theologie des Alten Testaments und Religionsgeschichte Israels in ihrem altorientalischen Kontext) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Ulrike Witten, geb. 1982, Dr. phil., Professorin für Praktische Theologie (Evangelische Religionspädagogik und Didaktik des Religionsunterrichts) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Christoph Levin, geb. 1950, Dr. theol., Dr. theol. h.c., Professor em. für Altes Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Stefan Kopp, geb. 1985, Dr. theol., Professor für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität, Direktor des herzoglichen Georgianums.

Kirchenmusikalische Konzeption:

Michael Roth, geb. 1977, Kirchenmusikdirektor und Kantor an der Evangelischen Universitätskirche St. Markus

MISSA EST

MUSIK UND THEOLOGIE ZUR LATEINISCHEN MESSE

Seit über 1000 Jahren ist die lateinische Messe ein Grundtyp christlichen Gottesdienstes im Westen. Ihre feststehenden Stücke gehen auf die frühesten Zeiten des Christentums zurück und prägen bis heute die lutherische wie die katholische Liturgie. Sie wurden und werden in unterschiedlichster Weise vertont: von einfachen und festlichen gregorianischen Gesängen des Mittelalters über komplexe mehrstimmige polyphone Kompositionen der Renaissance bis hin zu modernen Umsetzungen des 20. und 21. Jahrhunderts.

Einen Höhepunkt stellt die H-Moll-Messe von Johann Sebastian Bach dar. Für die theologische Deutung ist wichtig, dass Martin Luther vor genau 500 Jahren die lateinische Messe kommentiert und reformiert hat.

Erinnerung
an eine musikalische und theologische Entdeckungsreise im
Winterhalbjahr 2023/24 in St. Markus!



Michael Roth
Kirchenmusikdirektor
St. Markus München



Martin Wallraff
Universitätsprediger



MUSIK IN
ST. MARKUS



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS



MARKUS-CHOR
MÜNCHEN
ST. MARKUS